GESCHICHTE

DES DEUTSCHEN

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

1829—1879.

FESTSCHRIFT

ZUM EINUNDZWANZIGSTEN APRIL 1879

HERAUSGEGEBEN

VON DER

CENTRALDIRECTION

DES

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS.

BERLIN

A. ASHER & Co.

1879.

GESCHICHTE

DES DEUTSCHEN

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

1829—1879.

FESTSCHRIFT

ZUM EINUNDZWANZIGSTEN APRIL 1879

HERAUSGEGEBEN

VON DER

CENTRALDIRECTION

DES

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS.

BERLIN

A. ASHER & Co.

1879.

VORWORT.

Die Geschichte des archäologischen Instituts, welche ich im Auftrage der Centraldirection desselben verfasst habe, beruht fast ganz auf den gedruckten Werken des Instituts und auf den Akten und Briefschaften, welche die Institutsarchive in Rom und Berlin bewahren. Einige weitere Schriftstücke sind mir durch die Güte der Herren Dr. Georg von Bunsen in Berlin und Hermann Kestner in Hannover zugänglich geworden. Eine Angabe der Quellen schien bei der fast durchweg aktenmässigen Darstellung nicht geboten. Nur für den ersten Abschnitt lag wenig urkundliches Material vor. Ich bin bemüht gewesen diesen Mangel durch gewissenhafte und kritische Benutzung der vorhandenen Litteratur zu ersetzen. Auch hier bedurfte es besonderer Nachweise nicht, da den Fachgenossen leicht ersichtlich sein wird, welche Quellen benutzt wurden. Für die Mittheilung einiger mir sonst unzugänglichen Schriften habe ich meinen verbindlichen Dank dem Herrn Baron J. de Witte in Paris auszusprechen, welcher, dem Institute fast von dessen Anfang an nahe verbunden, ihm stets das gleiche warme Interesse bewahrt hat.

Die Grundstimmung, welche mich bei Abfassung dieser Schrift beherrschte, kann ich nicht treffender ausdrücken als durch Wiederholung der schönen Worte Th. Mommsens in der Vorrede zu seiner Sammlung der oberitalienischen Inschriften: *Nos peregrini et Transalpini quod sanctae antiquitatis reliquias non solum apud nationes hodie efferatas persequimur, sed apud ipsam eam, quae pristinam humanitatem et ex se genuit et post barbara tempora omnium prima resuscitavit, id ausum possumus quidem nostro iure tueri; nam communibus iam hisce studiis factis tale institutum non particulatim et regionatim perfici potest, sed uno impetu et quasi spiritu regatur et contineatur necesse est. Nihilominus quod Itali id intellexerunt, non solum summi viri et in litterarum plena luce collocati, sed cives omnes; quod nobis omni genere auxilii egentibus et musea omnia patuerunt et omnia corda, id magnum est, manebitque eius benivolentiae sensus nobis et recordatio.*

AD. MICHAELIS.

GESCHICHTE

DES DEUTSCHEN

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

1829—1879.

I

Die Geschichte einer Anstalt, welche zur Organisation und Belebung des archäologischen Wechselverkehres zwischen Italien und den jenseits der Alpen belegenen Ländern gegründet worden ist, beginnt füglich mit einer Erinnerung an Winckelmann. Nicht allein verehrt in ihm die moderne archäologische Wissenschaft ihren Begründer, sondern er hat auch zuerst unter allen Kunstforschern, als Fremder in Italien eingewandert, sich dort das volle Bürgerrecht erworben und durch seine grossartigen Leistungen dem Adoptivvaterlande einen Zoll der Dankbarkeit entrichtet, welcher demselben seit lange gebührte. Denn seit den goldenen Tagen der Renaissance, welche auch die alte Kunst aus langem Winterschlafe wiedererweckte, war es fast allein Italien gewesen, das aus der Fülle seiner antiken Kunstschätze den andern Völkern reiche Gaben der Belehrung und des Genusses gespendet hatte. Fern von dem stets lebendig sprudelnden Born begeisternder Anschauung konnten die Forscher jenseits der Alpen sich schwer von dem Drucke todter Buchstabengelehrsamkeit befreien. Selbst ein längerer Aufenthalt in Italien, wie er den aus dem halbrömischen Boden Südfrankreichs stammenden Gelehrten Peiresc, Spon, Montfaucon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu Theil geworden war, hatte wohl deren Interesse für die alte

Kunst neu beleben können, aber das Material über das sie geboten stand doch in keinem Verhältniss zu den überreichen Schätzen, welche die zahllosen Sammlungen Italiens bargen und dessen Boden stets von neuem ans Licht förderte. Was bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Antikenmuseen ausserhalb Italiens existierte, war gar zu dürftig, etwa mit Ausnahme der Münzcabinete, welche in Frankreich, England und Deutschland eifrig gepflegt und studiert wurden, mehr freilich im Interesse historischer Forschung als aus künstlerischen Gesichtspunkten. Erst mit dem feinsinnigen Grafen Caylus beginnt eine reichere und geschmackvollere Betheiligung des Auslandes an der Arbeit archäologischer Wissenschaft. Er ist der unmittelbare Vorgänger Winckelmanns. War aber Caylus in Paris wesentlich auf sein eigenes Cabinet beschränkt, so standen dem Freunde des Cardinals Albani und Antiquar der päpstlichen Kammer alle Antikenschätze der ewigen Stadt und Neapels offen, denen sein Genius ungeahnte Aufschlüsse und prophetische Blicke in die bisher verhüllten Geheimnisse des griechischen Kunstgeistes zu entlocken wusste. Hatte auch der Fuldaer Jesuit Athanasius Kircher durch das Vermächtniss seiner Sammlung an seinen Orden sich um Roms gesammten Antikenbesitz verdient gemacht, indem er das erste Beispiel gab Antikensammlungen den Wechseln und Gefahren privaten Besitzes zu entziehen; hatte auch der kritische Sonderling, der Baron Stosch, in ganz Italien als ein unfehlbares Orakel in Fragen antiker Kunst gegolten: erst in Winckelmann erstand der begeisterte Hierophant, welcher Italien sowohl wie dem ganzen gebildeten Europa eine neue Fackel der Kunsterkenntniss entzündete.

Winckelmanns *Monumenti Inediti*, das Werk, welches den ersten Schritt auf der Bahn methodischer Kunsterklärung that, erschienen im Gewande der italienischen Sprache. Seine «Geschichte der Kunst des Alterthums», in welcher zum erstenmal ein Gebiet antiker Kultur philosophisch zugleich und historisch in grossem Sinne aufgehellt ward, war zunächst dem eigenen Volke gewidmet, ward aber bald in französischen

und italienischen Uebersetzungen allen Völkern zugänglich. Namentlich vermittelte die Bearbeitung Carlo Feas, welcher, selbst des Deutschen unkundig, sich dabei der Hilfe des russischen Agenten Reiffenstein bediente, den Italienern die Kenntniss jenes grundlegenden Werkes. Die ganze folgende Periode, bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und darüber hinaus, trägt auf dem Gebiete der Kunst, nicht bloss der rein archäologischen Forschung, die Signatur Winckelmanns. Auf seinen Schultern steht, unbeschadet seiner eigenthümlichen Bedeutung, Ennio Quirino Visconti, der vollendetste Repräsentant italienischer Archäologie, welcher auf das glücklichste natürlichen Kunstsinn, ausgebreitete Gelehrsamkeit, leichte Combination und elegante Darstellung mit einander verband; nicht minder Lanzi, Fea, Guattani. Mit Winckelmanns Augen schauten Goethe und Herder die Kunstschätze Italiens, um sich an ihnen gleich jenem zu begeistern; Winckelmanns Arbeiten im Einzelnen zu ergänzen und zu berichtigen war die Aufgabe, welche der Züricher Heinrich Meyer in Italien mit emsigem Fleisse verfolgte; viel über Winckelmann führte auch die Forschung des etwas selbständigeren Alois Hirt, der länger als ein Jahrzehnt in Italien verweilte, nicht hinaus.

Erst Georg Zoega hat das Verdienst die Grundlagen der winckelmannschen Anschauungen von neuem geprüft, verbessert, gesichert, und die Methode archäologischer Forschung fest begründet zu haben. Aus einer ursprünglich oberitalienischen Familie stammend, in der fernen Grenzmark Deutschlands und Dänemarks geboren und aufgewachsen, auf deutschen Universitäten gebildet und hauptsächlich von Heyne angeregt, erkor auch er wie Winckelmann sich Rom zur zweiten Heimat und vermittelte ein Vierteljahrhundert hindurch (1784—1809) den wissenschaftlichen Verkehr zwischen den Italienern, unter denen er namentlich Monsignor Borgia und seinem Kreise nahe stand, und den nordischen Gästen Roms, vor allen Dänen, welche auf ihn als Agenten ihrer Regierung hingewiesen waren, und Deutschen. In Zoega vereinigten sich in wahrhaft seltener Weise der

weiteste Blick und die umfassendsten Ziele der Forschung, besonders auf religionsgeschichtlichem Gebiete, mit der gewissenhaftesten Prüfung und schärfsten Kritik in jeder Einzelfrage. Er hatte sich durch aufopfernde Arbeit eine sichere Kenntniss der antiken Litteratur und der damals bekannten antiken Kunstdenkmäler erworben in solcher Ausdehnung, wie sie vor ihm und nach ihm wohl niemand besessen hat. Sein unvollendet gebliebenes grosses Werk über Roms Basreliefs ist ebenso bedeutsam als erster Versuch eine einzelne Monumentenklasse in erschöpfender Vollständigkeit zu behandeln, wie mustergiltig als Beispiel methodischer Forschung, nüchterner Kritik und enthaltsamer Erklärung. Mit Visconti gemein ist ihm die den älteren Gelehrten und auch noch Winckelmann meist fremde Weise, das einzelne Kunstwerk nicht als Object ausgebreiteter Gelehrsamkeit, sondern vor allem eben als Werk der Kunst zu betrachten und ebenso sehr im Zusammenhange verwandter Monumente, wie aus seiner besonderen Eigenthümlichkeit heraus zu erklären. Ist Visconti ihm an gefälliger, künstlerischer Anmuth der Darstellung überlegen, so übertrifft Zoega jenen an Strenge und Tiefe der Behandlung. So war denn Zoega auch ein trefflicher Lehrer, freilich nicht für jedermann, sondern ein wahrer *maestro di color che sanno.* Nur wo er selbstthätiges Streben nach Erkenntniss und den aufrichtigen Wunsch nach gründlicher Belehrung bemerkte und wo er ohne viele Worte ein richtiges Verständniss erwarten durfte, bot er sich zur Hilfe dar; dann zeigte ein Wink, ein kurzes Wort dem Suchenden, den Weg aus dem Dunkel zum Licht. Daher ist es begreiflich, dass einer, dem die Wohlthat solchen Unterrichts in Zoegas letzten Lebensjahren zu Theil geworden war, es beklagte, dass nicht von einer nordischen Regierung in Rom eine Akademie gestiftet worden sei, eine Art höchster Schule für alle jungen Alterthumsforscher von idealerem Streben, gelenkt von einem Zoega und ein paar andern Meistern der Wissenschaft. Es ist Friedrich Gottlieb Welcker, der diesen Wunsch schon früh fasste und im Jahre 1819 aussprach. Ihm ist es beschieden gewesen die Erfüllung

desselben, wenn auch in anderer Form, zu erleben und selbst kräftig zu fördern.

Welcker lebte seit 1806 in Rom, in engster Beziehung zu dem Hause Wilhelm von Humboldts, der im Jahre 1802 als preussischer Gesandter dorthin gekommen war. Humboldt begeisterte wohl die ernste Schönheit der Campagna, deren «himmlische Wüstenei» auch noch für die grossen Schatten der Vorzeit Platz zu lassen schien; ihm imponierte die Gewalt der geschichtlichen Erinnerungen, welche sich in der ewigen Stadt selbst auf Schritt und Tritt aufdrängen; ihn entzückten auch die Schätze antiker und moderner Kunst, welche Roms damals freilich arg ausgeplünderten Paläste und Villen umschlossen, und noch nach Jahren, beim Abschluss des Pariser Friedens, hat er sein warmes Interesse für diesen Ruhmestitel Roms in uneigennütziger Weise bewährt. Aber die eigentlich archäologische Arbeit, an welcher sein Vorgänger Uhden sich auch noch später gern betheiligte, lag Humboldt fern; philosophische, poetische und sprachwissenschaftliche Studien blieben auch in Rom seine liebste Beschäftigung. Nichtsdestoweniger unterhielt er mit Zoega, seinem Nachbarn, eifrigen, von beiden Seiten warm gepflegten Verkehr. Ueberhaupt bildete Humboldts gastliches Haus in der Via Gregoriana während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts das Centrum geistig angeregter Geselligkeit. Die Vielseitigkeit der Erfahrungen und Interessen, dennoch geeinigt durch den zauberhaften Eindruck der römischen Umgebung, bot allen Theilnehmern die höchste Anregung, welche durch das Bewusstsein unvermeidlichen Wechsels eine nur um so grössere Spannkraft erhielt. Hier fanden sich römische Prälaten und Lucian Bonaparte ein, der greise Agincourt und P. L. Courier, Frau von Staël und Friederike Brun, A. W. Schlegel und Tieck, Rumohr und Schinkel, Thorvaldsen und Rauch, Schick und die Gebrüder Riepenhausen. Neben Zoega vertraten Fernow, der Herausgeber von Winckelmanns Werken, später Welcker, endlich Sickler die besonderen archäologischen Interessen. Diese wurden belebt durch den Verkehr mit dem aus Konstantinopel

zurückgekehrten Schweden Akerblad, welcher von Lord Elgins erfolgreichen Unternehmungen aus eigener Anschauung zu erzählen wusste, und durch die frischen Mittheilungen und schönen Zeichnungen, welche der liebenswürdige Dodwell aus dem damals noch fast unbekannten Griechenland mitgebracht hatte. Die Abbildungen der mächtigen Reste kyklopischer Bauten, des Löwenthores von Mykenä und ähnliches eröffneten ganz neue Ausblicke. Auch Stuarts und Revetts Werk über Athen begann erst jetzt seine Wirkung zu üben. So trat die griechische Kunst, bisher mehr geahnt als gekannt, in den Kreis lebendiger Anschauung hinein und ergänzte die Eindrücke, welche die Antikenwelt Roms hervorrief. Auf niemanden wirkte dies alles tiefer als auf den jungen aber innerlich reifen Welcker. Seine theologischen Studien, seine Forschungen in antiker Poesie und Kunst, und die Eindrücke des modernen wie des antiken Rom verbanden sich in ihm zu dem Plane einer Geschichte der griechischen Religion, welcher erst ein halbes Jahrhundert später zur Ausführung kommen sollte. Welcker legte überhaupt den Grund zu seinem ganzen reichen Lebenswerk in diesen römischen Wanderjahren. Unmittelbar damit in Verbindung standen die Arbeiten, welche, auf Friederike Bruns Antrieb unternommen, seiner Pietät gegen Zoega verdankt werden. Es lag nicht an Welckers gutem Willen, dass nicht auch er seinen bleibenden Wohnsitz in Rom aufschlug; die wärmste Anhänglichkeit an die Stadt, welcher er wie einst Winckelmann und Zoega die entscheidenden Anregungen verdankte, nahm er mit sich in die Heimat.

Das rege geistige Leben des humboldtschen Kreises war für alle Besucher Roms um so anziehender, je schwerer der politische Druck jener Jahre auf der ewigen Stadt lastete. Auch die Archäologie litt unter diesem Druck. «Rom ist nicht mehr Rom» seufzte Zoega. Die schönsten Antiken waren nach Paris entführt, Ausgrabungen wurden wenig angestellt, Arbeiten von erheblicherer Bedeutung kaum publiciert. Fea, Guattani, Cancellieri und Fil. Aur. Visconti waren damals die einzigen einheimischen Gelehrten, welche

wenigstens das Interesse für die antike Kunst bewahrten und durch gelegentliche Arbeiten bekundeten. Auf dem Felde der Epigraphik zog Gaetano Marini, der bedeutendste der damaligen Epigraphiker, tüchtige junge Kräfte heran, wie den Grafen Bartolommeo Borghesi aus der Romagna und den Neapolitaner Avellino. Aber im Jahre 1810 siedelte Marini nach Paris über, wohin E. Q. Visconti ihm schon 1799 vorangegangen war; zwei Jahre vor Marini hatten Welcker und Humboldt Rom verlassen; Zoega starb zu Anfang des Jahres 1809. Die wenig später erfolgte politische Veränderung hatte für die archäologischen Unternehmungen in Rom nicht so glückliche Folgen, wie die französische Herrschaft in Neapel für die Aufdeckung Pompejis; die nächsten Jahre waren vielmehr für Rom eine todte Zeit. Erst nachdem Europa nach mehr als zwanzig Jahren unaufhörlicher Kriege seine Ruhe wiedergewonnen hatte, und nachdem die entführten Kunstschätze wenigstens zum grössten Theil ihren früheren Besitzern zurückgegeben waren, begannen auch die archäologischen Interessen dort allmählich sich von neuem zu beleben. Die junge Kraft Ant. Nibbys gesellte sich den älteren Archäologen zu, und Borghesi setzte in den vaticanischen und capitolinischen Sammlungen seine epigraphischen und numismatischen Studien fort, deren demnächst veröffentlichte Resultate ihn nunmehr, nach Marinis Tode, als den ersten lebenden Gelehrten nicht bloss Italiens sondern Europas auf jenem Felde erkennen liessen.

Andere Anregungen kamen wiederum aus der Fremde. Seit dem Jahre 1810 hatte in Griechenland eine internationale Gesellschaft, gemischt aus Deutschen, Dänen und Engländern, eine mehrjährige glänzende Thätigkeit entfaltet, welcher man vor allem die Wiederentdeckung der Sculpturen des Athenatempels auf Aegina und des Apollontempels zu Bassae bei Phigalia verdankte. Eines der kunstsinnigsten und geistvollsten Mitglieder dieser Gesellschaft, Otto Magnus v. Stackelberg, liess sich im Jahre 1816 auf längere Zeit in Rom nieder, um seine archäologischen und mythologischen Studien fortzusetzen und die Herausgabe eines grossen Kupferwerkes über den

phigalischen Tempel vorzubereiten, für welches er selbst die Zeichnungen angefertigt hatte. Ausser mit seinem Reisegenossen Linckh, einem humoristischen Kunstfreunde, und mit den Gebrüdern Riepenhausen, deren archäologische Interessen einst von Goethe angeregt worden waren, lebte Stackelberg im trautesten Freundesverkehr mit August Kestner, dem vierten Sohne von «Werthers Lotte». Dieser war seit 1817 bei der hannöverschen Gesandtschaft angestellt, deren Geschäfte er später (1827) selbständig zu versehen hatte. Der Posten erhielt dadurch höhere Bedeutung, dass unter der Firma Hannovers eigentlich Grossbritannien, welches selbst keine Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle unterhielt, vertreten war. Kestner war ein eifriger Sammler und kunstgeübter Zeichner, weder ein Künstler noch ein Gelehrter von Beruf, aber voll warmen Interesses für Kunst und Alterthum. Wenig später (1819) erschien in Rom auch Bröndsted, einst Stackelbergs Reisegefährte in Griechenland, nunmehr dänischer Hofagent, also gewissermassen Zoegas Nachfolger in dessen öffentlicher Stellung. Auch ihm sollte die römische Musse dazu dienen die Früchte seiner griechischen Reisestudien reifen zu lassen. So bildete sich auf dem Monte Pincio, auf welchem oder in dessen Nähe die Freunde sämmtlich wohnten, ein engverbundener Kreis, welchen zum grössten Theil gemeinsame Erinnerungen, durchweg die gleichen Interessen verbanden für griechisches Land, griechische Religion und griechische Kunst und für Roms, des alten wie des neuen, natürliche Reize und künstlerische Schätze.

Zu derselben Zeit entstand ein zweiter Sammelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen in einem andern Theile Roms, um das Capitol herum. Fast gleichzeitig, im Jahre 1816, trafen in Rom Niebuhr und Bunsen ein, jener als Nachfolger Humboldts in der Vertretung Preussens, dieser zunächst als Privatgelehrter, mit sprach- und religionsgeschichtlichen Studien von grossem Zuschnitt beschäftigt. Bald nahm Niebuhr seine Wohnung im Palast Savelli, dem alten Marcellustheater, Bunsen dicht darüber auf dem Capitol selbst, im arg ver-

wahrlosten Palast Caffarelli, welcher vor Zeiten dem Kaiser Karl V als Absteigequartier gedient hatte. Der enge, fast ausschliesslich aus Fremden bestehende Kreis, welcher sich um den grossen Geschichtschreiber des alten Rom bildete, war mit viel lebhafterem Interesse der lebenden Kunst der Gegenwart zugewandt als dem Studium der antiken Kunst. Niebuhr selbst verfolgte, ausser den Obliegenheiten seines diplomatischen Amtes, eifrig die seiner Natur gemässen politischen, historischen und philologischen Arbeiten, auch wohl topographische Studien, während die bildende Kunst des Alterthums ihm kaum irgend näher getreten zu sein scheint. Nichtsdestoweniger führte sein Interesse für den schon länger in Rom ansässigen Maler Platner zu einem Unternehmen, welches auch für die Archäologie von hoher, anfänglich kaum beabsichtigter Bedeutung werden sollte. Mit dem Verleger Cotta schloss nämlich Niebuhr im Jahre 1818 einen Contract ab über eine «Beschreibung der Stadt Rom», welche Platner unter seiner Leitung auf Grundlage älterer unvollkommener Handbücher abfassen sollte. Im Laufe der Arbeit änderte sich jedoch der Plan. Niebuhr selber übernahm das alte Rom und seine Ueberreste, Bunsen (welcher bereits seit 1817 an der preussischen Gesandtschaft angestellt war) sollte das Mittelalter behandeln, Platner nur die Museen und Galerien des modernen Rom beschreiben. Auch in dieser Gestalt kam der Plan nicht zur Ausführung. Denn als Niebuhr im Jahre 1823 Rom verliess, war von seinem Antheil nur die, freilich ausgezeichnete, einleitende Abhandlung fertig, und es erschien unthunlich jene topographischen Abschnitte fern von Rom zu bearbeiten. Somit blieb die Arbeit allein auf Bunsens und Platners Schultern ruhen. Da jener zugleich die ganzen Geschäfte der preussischen Gesandtschaft übernahm, musste es ihm nahe liegen, sich nach anderweitiger Hilfe umzusehen. Hierfür ward in der That bald Rath.

Im Oktober 1822 war Eduard Gerhard zu längerem Aufenthalte nach Rom gekommen. Er war aus der Schule Boeckhs und Fr. Aug. Wolfs hervorgegangen und in den

Anschauungen aufgewachsen, welche die Aufgabe der Philologie in der Erkenntniss des Alterthums nach allen seinen Seiten erblicken. Seine gründliche philologische Bildung hatte er bereits durch eigene Arbeiten bewährt, als ein schweres Augenleiden ihn im Jahre 1820 zuerst nach Italien führte. Er hatte damals das ganze Land bis nach Sicilien durchwandert, um die brennende Sehnsucht nach Wiederkehr mit heimzubringen. Die Zwischenzeit hatte er, besonders in Bonn, zu vorbereitenden Studien benutzt, und so ausgerüstet kam er nun nach dem geliebten Rom zurück, schwach von Körper und äusserst beschränkt im Gebrauch seines Augenlichtes, aber willig sich jedes Opfer aufzuerlegen, um seine wissenschaftlichen Pläne zu verfolgen. Seine nächsten Studien waren der römischen Topographie und den Sculpturen der Museen und Paläste Roms gewidmet. Eine glückliche Entdeckung über die Lage der Basilica Julia (1823) führte ihn sehr bald vortheilhaft in die Kreise der einheimischen Gelehrten ein. Ausser mit den vorhin genannten Archäologen, namentlich Fea und Fil. Aur. Visconti, trat er auch mit Amati in Verbindung, der ihm die epigraphischen Studien näher brachte und ihn auf Borghesi hinwies. Ein besonders nahes Verhältniss bildete sich aber mit Bunsen aus, der in ihm sofort den geeignetsten Helfer bei der Beschreibung Roms erkannte. Den topographischen Theil, welchen Bunsen selber übernommen hatte, sollte Gerhard durch ein Urkundenbuch, eine kritische Bearbeitung aller Zeugnisse über die römische Topographie, ergänzen; in der Beschreibung der antiken Sculpturen sollte er Platner zur Hand gehen. Das Urkundenbuch ist wegen Gerhards Augenleiden von ihm nicht über das Stadium umfangreicher Vorarbeiten hinaus gefördert worden, dagegen war der vollständige Katalog des vaticanischen Museums wesentlich Gerhards Werk, eine völlig gereifte Frucht mühsamer Studien, welche sich durch mehrere Jahre hinzogen. Eine meisterhafte allgemeine Uebersicht über «Roms antike Bildwerke» gab jenem Verzeichniss einen erhöhten Werth. Mit diesen Arbeiten, welche, obgleich schon 1826 vollendet, doch erst viel später erschienen, hatte

sich Gerhard in Rom und in der Archäologie vollständig heimisch gemacht.

Ganz andere Studien knüpften sich an den Verkehr mit Stackelberg und seinem Kreise, in welchen Gerhard durch Bröndsted eingeführt ward. Nachdem auch Theodor Panofka, ein jüngerer Philologe aus Boeckhs Schule, im Herbst 1823 nach Rom gekommen war, bildete sich zwischen Gerhard, Stackelberg, Kestner und Panofka ein enger Freundschaftsbund, einerseits auf gemeinsamen Interessen und Studien beruhend, andrerseits durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Eigenschaften belebt (1824). Zwei Winter hindurch vereinigten sich auf Panofkas Anregung die Freunde regelmässig in Kestners Wohnung, zuerst in der Villa di Malta, später in der Via Gregoriana, zu gemeinsamer Lesung des Pausanias, gelegentlich auch des Hygin und Philostratos. Mythologie und Kultusbräuche bildeten das Hauptaugenmerk ihrer Studien. Die Beziehungen zu den bildlichen Resten des Alterthums lagen in Rom überhaupt, und diesem Kreise noch besonders nahe, erhielten aber durch Stackelbergs Arbeiten an seinem «Apollotempel zu Bassae» erhöhte Lebendigkeit. Stackelberg, ohne philologische oder überhaupt streng wissenschaftliche Schulung, aber eine tief innerliche, poetisch und künstlerisch reichbegabte Natur mit romantischer Beimischung, hatte sich tief in das Studium von Creuzers Symbolik versenkt, und schwelgte gleichsam in der benebelnden Wirkung, welche dies Buch, eines der eigenthümlichsten Erzeugnisse der romantischen Richtung in Deutschland, auf ihn wie auf so viele andere ausübte. Er war bedeutend genug um auch den Freunden etwas von dem eigenen Rausche mitzutheilen. Kestner verhielt sich bei diesen Studien mehr receptiv. Panofka, von Haus aus mit einem gesunden künstlerischen Blick begabt, war doch philologisch zu wenig sicher und zu sehr geneigt den Kreuz- und Quersprüngen seines lebhaft und witzig sprudelnden Geistes nachzugeben, als dass er sich den Lockungen der symbolischen Mythologie und Archäologie hätte entziehen können und mögen. Auf ganz

anderem Boden stand Gerhard. War er auch vielleicht an natürlichem Kunstsinn den Freunden nicht ganz gewachsen, so bewahrte ihn dafür seine tüchtige philologische Bildung vor jenen Auswüchsen. Auch waren ihm die neueren mythologischen Forschungen Welckers und Müllers nicht fremd geblieben, ja des Ersteren Buch über die äschylische Trilogie Prometheus (1824) hatte ihn tief angeregt. Allein seine ganze weniger auf das Historische als auf das Systematische gerichtete Denkart führte ihn bald dazu seine mythologischen Anschauungen in ein abgeschlossenes System zu bringen, welches den Wechsel der religiösen Anschauungen im Laufe der Zeiten sowie die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse allzu wenig beachtete. Dafür schuf es ein bequemes Fachwerk, in welches sich jede neue Bereicherung des mythologischen Wissens, mochte sie von litterarischer oder monumentaler Seite kommen, leicht einfügen liess. Die Romantik des ganzen Freundesverhältnisses, welches auch ausser den gemeinsamen Leseabenden in Spaziergängen und sonstigem Verkehr eifrigst gepflegt ward, und das Vorwalten des Apollonkultus, der auf Anlass von Stackelbergs Werk gewissermassen den Mittelpunkt der mythologischen Studien bildete, sprachen sich in der Bezeichnung aus welche die Freunde sich beilegten. «Römische Hyperboreer» nannten sie sich nach dem frommen Volke der Apollonverehrer im hohen Norden, von denen der Gott in jedem neuen Lenz gen Süden gezogen kommt, überall festlich begrüsst und besungen. So feierte denn auch Gerhard in einem griechischen Gedichte (1825) seine hyperboreisch-römischen Freunde (zu denen er auch Thiersch, Schorn und Hagen, die längst wieder heimgekehrten Gefährten seiner ersten römischen Monate, zählte) als die «Nordlandssöhne, geschart um die zwillingsnährende Wölfin», und Stackelberg zeichnete dazu eine Vignette, welche in der Mitte einen apollinischen Kandelaber zeigt, links davon den Greifen, das heilige Thier des hyperboreischen Gottes, wie er einen feindlichen Arimaspen zu Boden geworfen hat, und rechts die römische Wölfin mit den Zwillingen.

Männer von so regem und ernstem Streben wie diese Genossen, denen selbst jeder Spaziergang nur dann belohnt zu sein schien wenn irgend ein antikes Bildwerk neu entdeckt oder genauer erforscht worden war, konnten sich natürlich nicht damit begnügen nur diejenigen Kunstschätze zu studieren, welche Rom mit seiner nächsten Umgebung ihnen darbot, obgleich sie ausser den öffentlichen Sammlungen auch private, wie diejenigen Poniatowskys und Bartholdys, Dodwells und Thorvaldsens, eifrig in Betracht zogen und allmählich auch den wechselnden Erscheinungen des Kunsthandels, z. B. bei Vescovali und Capranesi, nachzugehen lernten. Auch das übrige Italien musste in gleicher Weise archäologisch durchforscht werden. So begaben sich denn die Freunde zu wiederholten Malen, bald einzeln bald in grösserer oder kleinerer Anzahl, auf die Wanderschaft. Besonders vergieng nicht leicht ein Sommer ohne dass Neapel aufgesucht ward. Hier reizten nicht bloss das Museo Borbonico und Privatsammlungen wie diejenige des Ministers Santangelo zum Studium, sondern es förderte auch der schwunghaft betriebene Kunsthandel unaufhörlich eine solche Menge und Mannigfaltigkeit von Vasen Bronzen und Terracotten, Gemmen und Münzen zu Tage, dass Roms damaliger Kunsthandel sich damit durchaus nicht messen konnte, und dass der Wunsch rege werden musste auch das übrige Süditalien, welches grösstentheils diese Schätze lieferte, zu durchsuchen. Der Sommer 1824 führte Stackelberg, Kestner und Panofka auf zwei Monate nach Sicilien, welches Panofka wohl gelegentlich als «die Wiege seines archäologischen Ichs» bezeichnete. Letzterer blieb den nächsten Winter ganz in Neapel. Im Sommer 1825 führten er und Gerhard gemeinsam die Katalogisierung des bourbonischen Museums aus, indem Gerhard die Sculpturen, Panofka die Vasen, beide gemeinsam die kleinen Bronzen und sonstigen kleineren Antiken verzeichneten; die grösseren Bronzen waren damals unzugänglich, die Gemälde aus Herculaneum und Pompeji noch gar nicht im Museum untergebracht. Das Bedürfniss vollständiger und genauer kritischer Kataloge musste sich

auf Schritt und Tritt fühlbar machen, und Gerhard hatte die Nothwendigkeit, vor allen Dingen diese Grundlage jeder weiteren Forschung zu beschaffen, bereits an dem Katalog der vaticanischen Marmore erprobt. Andere ähnliche Arbeiten folgten nach; so namentlich Panofkas mit Gerhards Beistand verfasstes Verzeichniss des Museums Bartholdy in Rom (1827), welches überaus reich an kleineren Antiken war. Es ist nicht das geringste unter den Verdiensten der Freunde, diese zeitraubenden und mühsamen statistischen Arbeiten unternommen, in rüstigem Eifer durchgeführt, und damit den Anstoss zu ähnlicher Thätigkeit Anderer gegeben zu haben. Denn nur auf diesem Wege war es möglich die reiche Mannigfaltigkeit der in den Museen und Privatsammlungen aufgespeicherten Kunstschätze übersichtlich und auch den Fernstehenden zugänglich zu machen. Es war kein günstiges Zeugniss für die bisherige Archäologie, dass mit Ausnahme des von Visconti und Clarac katalogisierten Museums im Louvre bisher kaum irgend eine grössere Sammlung ein wissenschaftlich brauchbares Verzeichniss besass.

Kataloge allein konnten freilich nicht genügen. Kaum besser stand es in der archäologischen Litteratur mit den Abbildungen. Zwar waren Roms hervorragende Marmorwerke seit dem sechzehnten Jahrhundert unzähligemal gestochen worden, wenn auch selten treu und gut. Die grossen Sammlungen Roms, die Museen in Neapel Florenz und Venedig, das ehemalige *Musée Napoléon* in Paris und das Augusteum in Dresden hatten ihre eigenen älteren oder neueren Publicationen aufzuweisen, wenn auch sehr verschieden an Vollständigkeit des Inhaltes, an stilistischem Werth der Abbildungen, an Güte des erklärenden Textes. Den Hauptinhalt bildeten fast in allen diesen Werken, etwa mit Ausnahme der *Antichità di Ercolano*, die grösseren Marmorsculpturen. Diese herrschten auch in denjenigen Büchern vor, welche wie Winckelmanns *Monumenti Inediti* antike Kunstwerke nach mythologischen oder anderen Gesichtspunkten zusammenstellten; höchstens die bemalten Vasen konnten sich schon einer etwas reicheren Litteratur rühmen.

Auf solchen Grundlagen ruhten diejenigen Werke welche die Denkmäler der alten Kunst dem grösseren Publikum nahe brachten, die mythologischen Bilderbücher Millins und Hirts. Je tiefere Blicke nun die hyperboreisch-römischen Freunde, vor allen Gerhard und Panofka, in die unerschöpfliche Fülle der noch vorhandenen Antikenschätze thaten; je überraschender ihnen auf ihren Reisen, hauptsächlich in und um Neapel und in Sicilien, ganze Klassen und Gruppen von Monumenten entgegentraten, welche wegen ihres geringeren Umfanges und ihrer Unscheinbarkeit bisher von den Archäologen allzu geringschätzig behandelt worden waren: desto mehr befestigte sich in ihnen der Wunsch, auch nach dieser Seite hin den archäologischen Studien eine neue Grundlage zu schaffen. «Die alltägliche Meinung», äusserte Gerhard, «welche sich an die Denkmäler etlicher Kupferwerke hält, pflegt von der grenzenlosen Erweiterungsfähigkeit des archäologischen Materials keine Ahnung zu haben»; und «*monumentorum artis qui unum vidit, nullum vidit; qui milia vidit, unum vidit*» ward sein bezeichnender Lieblingsspruch. Vor allen Dingen schienen die meist unansehnlichen Figürchen von gebrannter Erde, welche in Unteritalien ungemein häufig sind, für die genauere und reichhaltigere Kenntniss entlegener Religionsideen ergiebig; auch die kleinen Bronzefiguren und die gemalten Vasen schienen grössere Beachtung zu heischen. Die mythologischen Studien der hyperboreisch-römischen Gesellschaft hatten Gerhards Blick für diese Monumente geschärft, wie sie denn auch umgekehrt aus denselben Nahrung erhielten. Aus solcher Erkenntniss heraus reifte in Gerhards Gedanken der Plan eines umfassenden kunstmythologischen Bilderwerkes, welches zwar den bisher bekannten Stoff nicht verschmähen, aber doch wesentlich mit neuen Materialien aufgebaut werden sollte. Dodwell und Gell, auch Schorn, sagten ihm ihren Beistand zu, dessen er ebenso von Seiten der römischen Freunde sicher sein durfte. Wirklich gieng Cotta im Jahre 1824 auf diesen Plan ein und setzte Gerhard in den Stand allmählich die Menge von Zeichnungen anfertigen zu lassen, welche in den «Antiken Bildwerken» ihre

Verwendung finden sollten. Leider ist das Werk, dessen erstes Heft 1828 ans Licht trat, trotz jahrelanger Mühen und nicht durch Gerhards Schuld unvollendet geblieben, vermochte aber selbst in dieser Gestalt die Wahrheit jenes Ausspruches zu beweisen und die Fülle der noch ungehobenen Schätze vor Augen zu stellen. So versah denn im Jahre 1828 auf Bunsens Verwendung die preussische Regierung Gerhard mit den erforderlichen Mitteln, um für das Berliner Museum einen überaus reichen Apparat unedierter Zeichnungen zusammenzubringen, welcher für seine späteren grossen Publicationen den hauptsächlichen Stoff geliefert hat. Ausser Grossgriechenland war es besonders Etrurien wohin Gerhard seine Zeichner entsandte.

Das alte Land der Etrusker war bei den Archäologen so zu sagen in Verruf gekommen, seit im vorigen Jahrhundert ein irregeleiteter Localpatriotismus sich der auf etruskischem Boden zum Vorschein gekommenen Kunstwerke bemächtigt und sie zum Gegenstande wahnschaffener Phantastereien gemacht hatte. Um so grösser war Gerhards Erstaunen, als er im Sommer 1824 zum erstenmal die Menge und die Bedeutung der etruskischen Kunstdenkmäler aus eigener Anschauung kennen lernte. Schon das nächste Jahr führte ihn von neuem dahin. Hauptsächlich waren es zwei Klassen von bildlichen Darstellungen, welche er mit besonderem Interesse verfolgte und sammelte, die eingeritzten Umrisszeichnungen auf den Rückseiten der bronzenen Spiegel, in denen man früher mystische Schalen zu erblicken pflegte, und die meist mythologischen Reliefs der Aschenurnen oder Todtenkisten, welche namentlich Volterras Gräberfelder in unzählbarer Menge zu Tage fördern. Von beiden Klassen suchte er die irgend erheblichen Stücke in möglichster Vollzähligkeit gezeichnet zu erhalten, wobei ihm Inghiramis rühriger Sammelfleiss bereits tüchtig vorgearbeitet hatte. Damals ahnte noch niemand die Bedeutung, welche die Nekropolen einiger südetrurischen Städte gar bald für die Archäologie gewinnen sollten. Im Frühjahr 1827 kamen in Corneto, dem alten Tarquinii, die ersten Gräber mit

bedeutenden altetruskischen Wandmalereien zum Vorschein. Die zur Zeit allein in Rom anwesenden Mitglieder der hyperboreisch-römischen Gesellschaft, Stackelberg und Kestner, deren Anregung jene glückliche Ausgrabung veranlasst hatte, waren rasch zur Stelle und fertigten selbst farbige Copien der Gemälde an; ihre Herausgabe ist später an der gleichen buchhändlerischen Nachlässigkeit gescheitert, die auch Gerhards grosses Bilderwerk ins Stocken brachte. Andere Grabgemälde wurden noch in demselben Jahre in Chiusi, dem alten Clusium, entdeckt. Es waren die ersten Glieder einer langen Reihe von Entdeckungen, welche allmählich die Hauptentwickelungsstufen etruskischer Malerei uns anschaulich gemacht haben. Noch bedeutender sollten aber die Funde bemalter Vasen werden, welche zuerst im Frühling des folgenden Jahres auf den Besitzungen Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino, stattfanden, zuerst nur verstohlen, so dass der Ertrag von einem betrügerischen Verwalter heimlich bei Seite geschafft werden konnte. Bald sollten diese Volcenter Ausgrabungen eine Ausdehnung und eine Wichtigkeit erhalten, welche sie geradezu zu einem epochemachenden Ereignisse für die Geschichte der Archäologie gestempelt haben.

Die vielen Wanderungen, welche die Freunde immer wieder durch die antiquarisch wichtigen Gegenden Italiens anstellten, machten ihnen klar, wie viele neue Funde dieser ergiebige Boden Jahr für Jahr ans Licht förderte, und wie selten eine auch nur einigermassen genügende Kunde davon unter das wissenschaftliche Publikum gelangte; vieles blieb von Anfang an für immer verschollen und verloren. In früherer Zeit hatten die von Guattani herausgegebenen Monatsblätter, die *Monumenti Inediti* und die *Memorie Enciclopediche*, diese Aufgabe zu erfüllen gestrebt, wenn auch nur selten Nachrichten, die über Rom und sein Weichbild hinausgiengen, darin Platz gefunden hatten. Neuere periodische Publicationen in Rom litten in noch höherem Grade an solcher Beschränkung. Vollends fanden in ausländische archäologische Zeitschriften, wie die einst von Millin,

neuerdings von Welcker und Böttiger herausgegebenen, nur selten italienische Fundberichte ihren Weg. Auch hier versuchten Gerhard und Panofka als die eigentlich zünftigen Mitglieder jenes archäologischen Vereines in die Lücke einzutreten, indem sie dem von Gerhards Freunde L. Schorn redigierten cottaschen Kunstblatt regelmässige Berichte über Ausgrabungen und Kunsthandel zusandten (1823—1826), die freilich ebenfalls den reichen Stoff durchaus nicht erschöpften, sondern sich vornehmlich auf Rom und Neapel nebst Umgegend und auf Südetrurien beschränkten. Eine grössere Vollständigkeit liess sich nur verhoffen, wenn es gelang mit den einzelnen wichtigeren Orten einen regeren Verkehr zu erhalten. Gerhard war überall bestrebt, dergleichen persönliche Verbindungen anzuknüpfen. Wie er in der oben bezeichneten Weise italienische Funde seinen deutschen Landsleuten vermittelte, so liess er es sich auch angelegen sein den Italienern einige Ergebnisse seiner eigenen mythologisch-archäologischen Forschungen vorzulegen, besonders in den Schriften über Venus-Proserpina (1826) und über den Gott Faunus und seine Sippe (1825), welche er bei den italienischen Fachgenossen gern «als Visitenkarte» benutzte. Voll warmen Interesses für Italien und seine Bewohner, in Volkesart und Landesbrauch völlig eingelebt, der italienischen Sprache bis in ihre Feinheiten mächtig, war «*Signor Odoardo*» bald eine in ganz Italien wohlbekannte und hochangesehene Persönlichkeit. Ausser den Römern standen der emsige Inghirami in Fiesole und Zannoni in Florenz, in Neapel der Prinz Sangiorgio Spinelli und Avellino, Carelli und Arditi, Jorio und Selvaggi ihm nahe; aber auch in vielen der kleineren Ortschaften hatte er seine eifrigen und den gleichen Interessen ergebenen Freunde. Es fehlte eben nur an einer Organisation, um alle zu gemeinsamem Wirken zu vereinen.

Wenn die hyperboreisch-römischen Genossen auf die Resultate ihrer Studien und Mühen zurückblickten, hatten sie allen Grund damit zufrieden zu sein. Fast jeder von ihnen hatte mehrere eigene Werke vollendet oder begonnen, welche

von einer archäologischen Regsamkeit Zeugniss ablegten, wie sie damals anderswo nicht leicht zu finden war. Stackelberg bereitete überdies seine «Gräber der Hellenen» vor; Kestner war der kundige Berather des trefflichen Tommaso Cades bei der Herstellung seiner grossen Sammlung von Gemmenabgüssen; die Gebrüder Riepenhausen publicierten nach vielfachen Berathungen mit den im Pausanias heimischen Freunden ihre neue Reconstruction der delphischen Gemälde Polygnots (1826). Aber an einem sichtbaren Zeugniss der Gemeinsamkeit ihrer Studien fehlte es noch. Der Anstoss hierzu kam von anderer Seite. Panofka hatte im Jahre 1825 in Neapel den jungen Herzog von Luynes kennen gelernt, welcher in einer italienischen Reise Trost von häuslichem Missgeschick suchte, und hatte ihm von der römischen Gesellschaft erzählt. Luynes fasste lebhaftes Interesse für deren Ziele und stellte sich noch in jenem Herbste den Freunden in Rom vor. Selbst ein trefflicher Zeichner, ein feiner Kunstkenner wie wenige, bis in die Details der Technik hinein, voller Interesse für das Alterthum, verband der dreiundzwanzigjährige Edelmann feurigen Eifer für alles was er betrieb mit einer Liberalität, wie sie bei einem Manne von seiner Stellung und seinen Mitteln selten auf so edle Ziele gerichtet zu werden pflegt. Der Einblick in die fast täglich wachsende Fülle archäologischen Stoffes, und zugleich der persönliche Eindruck, den er von dem belebten Kreis gleichstrebender Genossen empfieng, brachte ihn auf den Gedanken, dass von hier aus, mit Unterstützung auswärtiger Fachgenossen in allen europäischen Ländern, eine periodische Publication auserlesener neuer Denkmäler ausgehen müsse. Der Plan fand lebhaften Anklang, und es ward sofort eifrig über Auswahl der Theilnehmer und Beschaffung der Mittel debattiert, bis es Gerhard gelang wiederum Cotta zur Uebernahme des Verlages zu bewegen. Ein erstes Doppelheft der *Monumenti antichi inediti della Società Iperboreo-Romana* ward in der That allmählich fertiggestellt. Mit einem wenig einladenden blaugrauen Umschlage umkleidet, enthielt es zwölf Kupfertafeln, in einem unansehnlichen Kleinfolioformat,

aber mit einer Reihe interessanter Monumente, deren Erklärung von Gerhard, Hirt, Luynes, Panofka, Stackelberg und Sarti versprochen ward. Eine Zeitschrift in deutscher Sprache, unter dem Titel «Hyperboreisch-römische Studien», sollte nebenher unter Gerhards und Panofkas Redaction erscheinen und Aufsätze, zum Theil auch umfangreiche Abhandlungen, enthalten, von denen manche bereits druckfertig vorlagen.

Inzwischen hatte sich aber im Freundeskreise selbst vieles geändert. Stackelberg rüstete sich zum Aufbruch von Rom. Panofka war schon seit dem Jahre 1826 nach Paris übergesiedelt, eingeladen von dem eifrigen Sammler und bekannten Gönner Champollions, dem Herzoge von Blacas d'Aulps, der ihm die Herausgabe seines in Italien gebildeten Museums übertragen hatte. Gerhard hatte Rom zusammen mit Panofka verlassen und hielt sich bis ins Jahr 1828 in Deutschland auf, um den Druck seiner verschiedenen Arbeiten zu betreiben. Noch am Ende des Jahres 1827 glaubte er sicher auf ein baldiges Erscheinen jener «Studien» rechnen zu können. Aber bald darauf nahm Cotta seine Zusage zurück; er kündigte den Contract, und der ganze Plan musste für gescheitert gelten. Jenes Monumentenheft, obwohl fertig, ist daher nie ausgegeben worden.

Als Gerhard im Februar 1828 nach Rom zurückkehrte, hatte inzwischen jener Gräberfund in Corneto stattgefunden, den er sich beeilte in Gesellschaft Stackelbergs und Kestners in Augenschein zu nehmen. Auch die Vasenfunde von Volci liessen das Scheitern des schönen Planes bedauern, dem hier so erwünschter Stoff von selber zugeflossen wäre. Da traf im Juni der Herzog von Luynes aufs neue in Rom ein, im Begriff in Metapont Ausgrabungen zu veranstalten. Er war nicht geneigt das Unternehmen, von welchem Cotta zurückgetreten war, deshalb ganz aufzugeben; aber ebenso wenig konnte er, der für jedes Kunstwerk ein geschmackvolles und stattliches Aeussere verlangte, die etwas dürftige Form jenes Monumentenheftes und das unabhängige Nebenhergehen einer deutschen Zeitschrift billigen. Vielmehr ent-

warf er im Juli in Neapel zusammen mit Gerhard einen neuen Plan, an dessen Berathung auch Panofka brieflich theilnahm. Die hyperboreisch-römische Gesellschaft sollte sich zu einem europäischen Vereine erweitern, welcher auf eigene Kosten eine periodische Publication herausgeben würde. Für die Kupfertafeln ward auf Luynes dringendes Verlangen ein ansehnliches Grossfolioformat bestimmt; er selbst erklärte sich bereit werthvolle Kupferplatten beizusteuern. Eine Zeitschrift, unter dem Titel *Journal universel de l'archéologie*, sollte französische italienische und lateinische Aufsätze in leicht fasslicher Darstellung bringen und in Paris erscheinen; daneben sollte ein *Bulletin* alle wichtigen archäologischen Entdeckungen melden. Zum Herausgeber des Ganzen ward, unter Gerhards Mitwirkung, Panofka ausersehen als der einzige dazu geeignete Mann unter den damals in Paris ansässigen Gelehrten. Mit dem Beginn des folgenden Jahres sollte das Unternehmen ans Licht treten, für welches ausser Luynes und den Hyperboreern hervorragende Archäologen wie Letronne Millingen und Welcker ihre Mitwirkung zugesagt hatten. So schien alles wohl geordnet. Es ist überflüssig sich die Frage vorzulegen, wohin mit der Zeit ein Unternehmen geführt haben würde, bei welchem Panofka, mit seiner sich rasch steigernden Neigung zu unwissenschaftlicher und spielender Behandlung der Archäologie, die Hauptrolle zugefallen wäre. Denn Panofka selbst, welcher mittlerweile die Bearbeitung des *Musée Blacas* begonnen hatte, durchkreuzte den Plan durch seinen Entschluss dem Herzoge von Blacas, der eben zum Gesandten in Neapel ernannt worden war, als Hausgelehrter dorthin zu folgen. Sein Weggang von Paris entzog dem auf seine Redaction berechneten Unternehmen den Boden.

So war die Sachlage, als Gerhard Mitte Oktober nach Rom zurückkehrte. Stackelberg hatte inzwischen die Stadt verlassen; von den alten Freunden fand er nur Kestner und Bunsen vor. Letzterer, welchen die Arbeit an der «Beschreibung der Stadt Rom» bereits weit über seine Neigung von seinen damaligen hymnologischen und liturgischen For-

schungen abzog, war den bisherigen Planen fern geblieben, für welche sich zu interessieren er, wie er an Niebuhr schrieb, keinen Beruf in sich verspürte. Gerhard aber gab nicht so leicht einen einmal gefassten fruchtbaren Gedanken auf, sondern erwog die Möglichkeit, was in Deutschland und in Paris unausführbar geworden war, nunmehr von Rom aus zu betreiben. Dies war weit mehr nach Bunsens Sinn, und er machte den Vorschlag das frühere Project auf die Publication unbekannter Bildwerke und factischer Notizen zu beschränken. Nur schien ihm selbst in dieser knapperen Form die Ausführung finanziell sehr schwierig zu sein, und noch schwerer wogen die Bedenken, welche ihm als Diplomaten die Stellung der päpstlichen Regierung und der einheimischen Gelehrten zu einem solchen Unternehmen einflösste. Während solche Erwägungen noch schwebten und Gerhard sich eifrig bemühte Bunsens Bedenken zu zerstreuen, kam der Kronprinz von Preussen nach Rom. Es war ein Ereigniss für die ewige Stadt, nicht bloss für die dort lebenden Deutschen. Der geistvolle Prinz ward von dem Zauber der alten Roma mächtig ergriffen: «sein schönes Gemüth», berichtet Bunsen an Niebuhr, «gieng auf im Sonnenschein der alten Welt, und sein lebendig aufsaugender Geist flog unaufhörlich blitzend und funkelnd durch ihre Herrlichkeit». Zwanzig Tage liess er sich von Bunsen, mit welchem sich hier das nahe Verhältniss für das ganze Leben knüpfte, und von Gerhard in Roms Wunder einweihen; dann folgte im November ein Ausflug nach Neapel. Bunsen war verhindert ihn zu begleiten, Panofka weilte noch in Paris: so fiel es Gerhard zu, dem Kronprinzen dort als antiquarischer Führer zu dienen. Gerhard liess diese Gelegenheit nicht ungenutzt dem hohen Herrn auch seine Pläne und Sorgen ans Herz zu legen, und in der That gelang es, bei einem Ausfluge auf dem Markte von Pozzuoli ihm seinen Namen zur Protection des Unternehmens, wie sich der Prinz selbst später humoristisch ausdrückte, «abzuquetschen». Sofort setzte sich Gerhard auch mit dem kunstsinnigen und an den italienischen Höfen einflussreichen Herzog von Blacas, welchen Panofka bereits für das frühere Project günstig gestimmt

hatte, in Beziehung. In Rom ward sodann vom Kronprinzen die Annahme des Protectorates nochmals förmlich ausgesprochen, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch übernahm Bunsen die weitere Leitung der Angelegenheit, welcher er sich nun mit seiner ganzen Lebhaftigkeit und Energie widmete. «Die Reise des Kronprinzen», schreibt er, «hat der ganzen Sache einen Schwung gegeben, den ich gern benutze bei Deutschen und Italienern».

Damit war die Thätigkeit der hyperboreisch-römischen Gesellschaft zu Ende. Gerhard hat ihr später ein Denkmal gestiftet in zwei Bänden «hyperboreisch-römischer Studien für Archäologie» (1833. 1852), deren zweiten er dem Herzog von Luynes in dankbarer Erinnerung an die Rolle widmete, welche dieser bei der weiteren Entwickelung jenes Vereins gespielt hatte. Die höheren Aufgaben, welche dieser letztere sich gestellt hatte, bildeten das Erbe, das nunmehr das «Institut für archäologische Correspondenz» antrat.

II

Am Geburtstage Winckelmanns, dem 9 December 1828 — sechzig Jahre nach dem Tode des Begründers der Archäologie — traten auf Bunsens Einladung im Palast Caffarelli fünf Männer zusammen um über die Organisation des neuen Institutes zu berathen. Ausser Bunsen und den beiden in Rom zurückgebliebenen Hyperboreern Gerhard und Kestner waren es Fea und Thorvaldsen. Letzterer, einst Zoegas Freund, musste als der Meister, welcher mehr als irgend ein anderer die antike Plastik in modernem Sinne neu belebt hat, besonders geeignet erscheinen an einer Anstalt mitzuwirken, welche der Erforschung alter Kunst gewidmet sein sollte. Ihm, wie einst Raphael Mengs, war trotz seiner nordischen Herkunft die höchste Ehre in Roms Künstlerschaft zu Theil geworden, der Vorsitz der *Accademia di San Luca*; gern mochte man darin eine Gewähr finden dass dem neuen Institute, wenn auch nicht gleicher Rang, so doch gleiche unparteiliche Gastfreundschaft werde eingeräumt werden. Fea endlich, bereits ein fünfundsiebzigjähriger Greis, von Alter und Kränklichkeit gebeugt, aber voll jugendfrischen Interesses, reichte gar noch bis nahe an die Zeiten Winckelmanns hinan, dessen Hauptwerk er einst seinen Landsleuten zugänglich gemacht hatte. Seit einem halben Jahrhundert hatte niemand eifriger als er alles verfolgt was in Rom und

Umgegend an Alterthümern aller Art zum Vorschein gekommen war; er hatte als Commissar der Alterthümer viele Ausgrabungen selbst geleitet; er war noch immer unermüdlich seine Berichte und Beobachtungen in zahllosen kleinen Schriften zu veröffentlichen. Schon längere Zeit stand er sowohl zu Bunsen wie zu Gerhard in freundschaftlichem Verhältniss und verfolgte ihre Arbeiten über Roms Alterthümer mit lebhaftem Antheil. Selbst kein geborener Römer, konnte er desto leichter einer zunächst von Fremden geplanten Unternehmung sich anschliessen, von welcher er sich Nutzen für die geliebte Wissenschaft und Ruhm für das nicht minder geliebte Rom versprach, da das Institut ja nur in grösserem Massstabe auszuführen wünschte was er selber stets erstrebt hatte. Sein Interesse war und blieb denn auch bis an seinen Tod immer gleich warm und lebhaft, und sprach sich auch in Widmungen von Schriften an das Institut und an Bunsen aus. Für die junge Anstalt war der Beitritt Feas und Thorvaldsens um so werthvoller, als beide der päpstlichen Commission für die Alterthümer angehörten.

Die allgemeinen Grundzüge für die neue Anstalt aufzustellen konnte für die Stifter nicht schwer fallen, da sie in dem zwischen Gerhard und Luynes verabredeten Plane schon im wesentlichen gegeben waren. Viel wichtiger erschien es sich noch durch weitere tüchtige, namentlich einheimische, Kräfte zu verstärken. So ergieng denn an die beiden Veteranen Guattani und Fil. Aur. Visconti, ferner an Luigi Cardinali, Angelo Mai und Ant. Nibby, endlich an Millingen, der sich damals in Rom aufhielt, die Einladung an den weiteren Berathungen theilzunehmen. Mai lehnte sofort ab, die andern folgten der Einladung und unterzeichneten gemeinsam mit den Stiftern das Programm welches, vom 2 Januar 1829 datiert, gegen Ende jenes Monats zugleich mit einer Subscriptionseinladung versandt ward. Als auswärtige Mitglieder figurierten darauf noch die beiden Hyperboreer Panofka in Neapel und Stackelberg in Paris, sowie Rumohr in Florenz und Welcker in Bonn. Abgesehen von den auf Zweck und Organisation bezüglichen Bestimmungen, suchte

das Programm vor allem der Meinung vorzubeugen, als ob es sich um Gründung einer neuen Akademie neben der päpstlichen *Accademia di archeologia* handele. Feststellung archäologischer Thatsachen anstatt akademischer Abhandlungen; Correspondenz und bloss geschäftliche Berathungen anstatt förmlicher Sitzungen mit Verlesung gelehrter Arbeiten; Künstler und Kunstliebhaber mit Gelehrten in buntem Verein anstatt einer Auswahl der hervorragendsten Fachgenossen; gleichberechtigte Theilnehmer in allen Ländern der Welt anstatt einer geschlossenen Gesellschaft ansässiger Mitglieder — das waren so bedeutende Unterschiede, dass man darauf die Hoffnung gründete, das Institut werde, obschon auf verschiedenem Wege, dennoch dem gleichen Ziele mit und neben der Akademie zustreben können. Diese Ansicht ward denn auch von den fünf italienischen Mitgliedern, die sämmtlich zugleich Akademiker waren, zu der ihrigen gemacht, erhielt aber nicht die Billigung des Präsidenten der päpstlichen Akademie, des Prälaten Nicolai. Seine Vorstellungen über das Ungehörige des neuen Vorhabens waren vielmehr so eindringlich, dass nur Fea und Nibby ihrer ursprünglichen Ansicht und dem Institute treu blieben. Letzteres hat dies Ausharren stets dankbar gewürdigt. Dem Andenken Feas widmete Bunsen bei seinem Tode (18 März 1836) warme Worte der Anerkennung; und als Nibby (der wegen überhäufter Geschäfte bereits 1830 den Posten eines ordentlichen Mitgliedes der Direction mit dem eines Ehrenmitgliedes derselben vertauscht hatte) im Jahre 1839 starb, unter Hinterlassung einer zahlreichen Familie, aber so arm dass nicht einmal die Kosten des Begräbnisses gedeckt werden konnten, veranstaltete das Institut unter seinen Mitgliedern und Freunden diesseits und jenseits der Alpen eine Sammlung welche mit reichem Erfolge gekrönt war.

Ganz im Gegensatz zur Akademie nahm die päpstliche Regierung eine sehr zuvorkommende Stellung gegen das neue Unternehmen ein. Die Bitte, dass die Ausgrabungs- und Fundberichte, welche pflichtmässig in jedem einzelnen Fall an die Commission für die Alterthümer erstattet werden

mussten, dem Institut mitgetheilt werden möchten, ward bereits am 12 Januar von dem Cardinal-Camerlengo Galeffi in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gewährt und die Gunst im April von neuem bestätigt, nachdem mittlerweile Papst Leo XII gestorben war und Pius VIII den Stuhl Petri bestiegen hatte (31 März). Das Conclave verzögerte im Uebrigen die Vorbereitungen zum Druck der Institutsschriften. Erst am 25 April gab der mit der Censur betraute Pater Magister die Druckerlaubniss, ging dann aber bald so weit sich die Aufsätze statt im Manuscript erst in den Druckbogen vorlegen zu lassen. Ferner ward einem öffentlichen Beamten, Fortunato Lanci, gestattet ein Amt am Institut anzunehmen, und wenn vom Staatssekretär Cardinal Albani gerade Nibby zum wissenschaftlichen Revisor der Institutsschriften bestellt ward, so war auch darin die wohlwollende Absicht der Behörde unverkennbar.

Einstweilen benutzte die Direction die Zwischenzeit um sich auch auswärts des nöthigen Beistandes zu versichern. Die archäologischen Interessen und die angesehene Stellung des Herzogs von Blacas d'Aulps bestimmten die Gründer diesem das Präsidium des neuen Instituts anzutragen, welches er am 26 März annahm. Er bewies sich auch sogleich dadurch förderlich, dass er auf Bunsens Ersuchen (13 April) von dem neapolitanischen Hausminister Marchese Ruffo umgehend (18 April) für das Institut die bisher unerhörte Ermächtigung erlangte, die officiellen Berichte über die pompejanischen und sonstigen Ausgrabungen im Königreich von der herculanischen Akademie sowie von dem Leiter der pompejanischen Arbeiten zu beziehen. In der That haben der Prinz Sangiorgio Spinelli im Namen der Akademie und der Director Bonucci mehrere Jahre hindurch dergleichen kurze Mittheilungen regelmässig eingesandt, bis mit dem Jahre 1833 die herculanische Akademie selbst, aus langer Lethargie erwacht, zur Veröffentlichung ausführlicherer Berichte durch ihren neuen Sekretär, den thätigen und tüchtigen Avellino, schritt. Jene Vergünstigungen seitens der päpstlichen und der neapolitanischen Regierung sicherten

für die Hauptstätten der italienischen Ausgrabungen reichliche und authentische Kunde. Aus Oberitalien fehlte es nicht an Zusagen von Seiten Privater, namentlich von Inghirami und Zannoni in Florenz, welche daher auch den Ehrenmitgliedern der Direction beigesellt wurden; auch Graf Borghesi in San Marino, Orioli in Bologna und Labus in Mailand traten sogleich dem Institut bei.

In Deutschland durfte das Institut auf die thätige Mitwirkung Hirts und Boeckhs, Welckers und K. O. Müllers rechnen; Böttiger, Creuzer und Uhden, Thiersch und Schorn gehörten ebenfalls zu den ersten Mitgliedern; dass auch W. v. Humboldt und Niebuhr nicht fehlten, ist selbstverständlich. Dagegen ward es in dem metternichschen Oesterreich nicht gestattet an den Arbeiten des auswärtigen Institutes sich zu betheiligen; ja ein Fall solcher Betheiligung führte noch viel später zu diplomatischen Erörterungen. Andere Schwierigkeiten erhoben sich in Frankreich. Natürlich ward hier vor allem auf den Herzog von Luynes gerechnet, welchen Gerhard alsbald ersuchte in die Direction des Institutes miteinzutreten. Dieser aber fühlte sich durch das Protectorat des preussischen Kronprinzen, welches auch Panofka anfangs befremdete, und durch die damit zusammenhangenden Aenderungen seines eigenen früheren Plans unangenehm berührt, vielleicht um so mehr als Panofka, dessen Abgang von Paris jenen Plan zu Fall gebracht hatte, sich jetzt rüstete dahin zurückzukehren. So anerkennend Luynes sich also auch in seiner Antwort (12 Febr.) über den Plan der neuen archäologischen Gesellschaft und die zweckmässigen Massnahmen der Stifter aussprach, so lehnte er doch den Eintritt in die Direction dankend ab, und wünschte seine Theilnahme auf die eines blossen Correspondenten zu beschränken. Es bedurfte einiger Zeit um seine Verstimmung zu beseitigen und das alte Interesse an dem Unternehmen von neuem wachzurufen. Mit einigem Widerstreben gab er endlich Panofkas Zureden nach, und im September konnte die Direction anzeigen, dass Luynes die Leitung der französischen Section übernommen habe.

Dieser Beitritt war für die Fortentwickelung des Institutes von grösster Bedeutung. Denn während in Italien wie in Deutschland diejenigen Männer, auf deren eifrige Thätigkeit die Anstalt vorzugsweise angewiesen war, über viele Orte zerstreut lebten und selbst in Rom bei den geschilderten Verhältnissen nur auf eine kleine Anzahl wirklicher Mitarbeiter sich rechnen liess, war fast alles was ganz Frankreich an Archäologen besass in Paris vereinigt. Panofka hatte dort seit mehreren Jahren das Interesse für Archäologie beleben helfen und namentlich auf die jüngere Generation anregend gewirkt. Vor allen Lenormant und Laglandière, auch Luynes, und wenig später de Witte, standen in eifrigem wissenschaftlichen Verkehr mit ihm, und Guigniauts allmählich voranschreitende Bearbeitung von Creuzers Symbolik stand völlig im Einklang mit der vorherrschenden Neigung jenes Kreises für symbolische Archäologie. So war hier also ein fester Kern für eine einheitliche Thätigkeit vorhanden wie sonst nirgends. Freilich hatte das dichte Zusammenwohnen auch seine Mängel, Gegensätze machten sich hier leichter geltend. Frankreichs bedeutendster Philologe, der kritische Letronne, lebte auf beständigem Kriegsfuss mit Raoul-Rochette. Dieser wiederum war während seiner italienischen Reise 1827, auf welcher er Stoff für seine *Monuments Inédits* sammelte, mit Stackelberg und Kestner in einen Streit gerathen, welcher auch litterarisch zwischen «den Hyperboreern» und «dem Arimaspen» weitergeführt ward. Gerhard und Panofka standen auf Seiten ihrer alten Genossen, und auch unter den Pariser Archäologen war die Stimmung keineswegs durchaus günstig für Raoul-Rochette. Luynes künstlerisch angelegte Natur und Letronnes rein philologische Kritik waren zwei Elemente, einander so fremd, dass bei aller gegenseitigen persönlichen Hochachtung es doch auf archäologischem Gebiete an rechten Vereinigungspunkten gebrach. Endlich konnte Panofkas unphilologische Art nicht umhin Letronnes scharfe Opposition herauszufordern, wie dies sehr bald in dem Streit über die griechischen Benennungen der Vasenformen hervortrat. Aber trotz aller

dieser verdeckten oder offenkundigen Gegensätze bildete die Pariser Archäologengruppe eine Phalanx, auf deren Beistand ein grosses internationales Unternehmen wie das Institut nicht füglich hätte verzichten können, und welche immer sicher sein durfte in demselben einen bedeutenden Platz einzunehmen. Nicht minder wichtig war Paris wegen seiner zahlreichen und trefflichen Privatsammlungen. Die Schätze der Herzöge von Blacas und von Luynes, des Grafen Pourtalès-Gorgier und des Barons Beugnot, der Herren Durand und Révil wurden in liberalster Weise dem Institut zur Benutzung dargeboten und lieferten den Publicationen kaum weniger reichen Stoff als die Sammlungen Roms und Neapels.

In Rom waren mittlerweile die Vorbereitungen so weit gediehen, dass die förmliche Eröffnung stattfinden konnte. Für eine archäologische Stiftung in Rom liess sich kein Tag von glücklicherer Vorbedeutung wählen als der Geburtstag der Stadt selbst, das alte Palilienfest. Am 21 April fand also im Palast Caffarelli die Versammlung statt, in welcher das vom Präsidenten gebilligte «Reglement» vorgelegt und von den anwesenden Mitgliedern der neuen Anstalt unterzeichnet ward. Dies waren die ordentlichen Directionsmitglieder Bunsen, Fea, Gerhard, Kestner, Millingen, Panofka und Thorvaldsen (nur Nibby und Welcker waren nicht anwesend), ausserdem von Mitgliedern des Institutes der Architekt Knapp und Panofkas junger Freund de Laglandière, sowie Platner, der Mitherausgeber der «Beschreibung der Stadt Rom». Die endgiltige Fassung mancher Bestimmungen bedurfte freilich noch vieler weiterer Verhandlungen in Rom und in Paris; erst in der Paliliensitzung des folgenden Jahres ward das Reglement in derjenigen Form vorgelegt und genehmigt, welche bald darauf als Beilage zum Septemberbullettino veröffentlicht ward. Unter den Unterzeichnern befanden sich diesmal auch Lord Lovaine (später Lord Beverley), Leo von Klenze und Emil Wolff, sowie Leopold Ranke, welchen das Institut seitdem die Ehre hat zu seinen Correspondenten zu zählen.

Als Hauptzweck des Institutes wird in dem Reglement und den übrigen öffentlichen Erklärungen der Stifter die Aufgabe hingestellt, alle archäologischen, d. h. auf Architektur, Skulptur und Malerei, Topographie und Epigraphik bezüglichen Thatsachen und Entdeckungen, welche auf dem Gebiete des klassischen Alterthums sei es durch Ausgrabungen und Funde, sei es durch wissenschaftliche Forschungen zu Tage gefördert werden, zu sammeln und bekannt zu machen, damit sie auf diese Weise vor dem Verlorengehen bewahrt und durch Concentration an einem Punkte wissenschaftlich nutzbar gemacht würden. Im ganzen auf Griechenland und Italien beschränkt, soll das Institut Aegypten und den Orient nur gelegentlich und nach den Hauptresultaten der Entdeckungen und Forschungen heranziehen. Das Sammeln der Nachrichten und Zeichnungen hat hauptsächlich vermittelst der Correspondenz zu erfolgen, von welcher daher auch das Institut seinen Namen, *Instituto di corrispondenza archeologica*, entlehnt; jedoch sind auch gelegentliche Erkundigungsreisen nicht ausgeschlossen. Behufs regelmässiger Mittheilungen sollen an jedem antiquarisch erheblichen Orte Italiens, und nach Möglichkeit auch Griechenlands, Berichterstatter gewonnen werden, welche über alle neuen Funde, Ausgrabungen und Vorkommnisse, sowie über unbekannte Sammlungen u. s. w. Nachricht zu geben haben; ebenso sollen wissenschaftliche Reisende zu gleichen Diensten aufgefordert werden. Ausserhalb der klassischen Länder soll die Berichterstattung nach Sectionen geordnet werden, dergestalt dass die Mitglieder eines Landes ihre Mittheilungen an den Sekretär ihrer Section einschicken, welcher sie entweder an die römische Direction weitersendet oder selbst in regelmässigen Fristen Bericht erstattet. Zunächst sollen ausser Italien eine französische, eine deutsche und eine englische Section eingerichtet werden; andere können sich nach Bedürfniss später anschliessen. Ebenso ist das Institut auch in Kenntniss der einschlägigen litterarischen Erscheinungen zu halten, namentlich der zersplitterten und leicht sich verlierenden Locallitteratur, der Zeitungsartikel u. s. w.

Die Verwerthung und Veröffentlichung der so einlaufenden Nachrichten und Abbildungen geschieht mittelst einer Zeitschrift, welche in mehrfache Abtheilungen zerfällt. Für die rasche Verbreitung erheblicher Fundberichte und Anzeige litterarischer Erscheinungen sorgt ein monatliches *Bullettino*, welches daher trotz seiner äusseren Unscheinbarkeit als ein besonders wichtiges Organ der Institutsthätigkeit gelten muss. Von den für das Institut erworbenen Zeichnungen neuentdeckter oder bisher unbeachteter Kunstwerke, Plänen, Restaurationsentwürfen u. s. w. wird eine Anzahl der wichtigsten und interessantesten alljährlich auf zwölf Tafeln in grossem Folio publiciert. Diesen *Monumenti Inediti* zur Seite geht ein in zwei bis drei Heften erscheinender Band *Annali*, welcher die Erklärung jener Kupfertafeln, litterarische Besprechungen und längere, aber nicht allzu lange Aufsätze über Ausgrabungen und Entdeckungen oder über Museen enthalten soll, wo möglich so dass in jedem Hefte alle drei Abtheilungen (*monumenti*, *letteratura*, *illustrazioni*) vertreten sind. Einige Hilfstafeln (*tavole d'aggiunta*), mindestens sechs an der Zahl, sollen theils neue Monumente geringeren Umfangs, theils ältere aber einer genaueren Erklärung bedürftige Bildwerke bringen. Die Druckschriften sollen sich jährlich auf vierzig Bogen belaufen. Sämmtliche Aufsätze müssen in einer allgemein verständlichen Sprache abgefasst sein, d. h. in der französischen als der allgemeinen Weltsprache, der italienischen als der Hauptsprache der Archäologie, oder ausnahmsweise in der lateinischen, so weit dadurch die Interessen der ungelehrten Mitglieder des Institutes nicht gefährdet erscheinen. Italienisch ist auch die Sprache der römischen Direction bei ihren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen; nur mit dem Auslande wird meistens in französischer Sprache verkehrt.

Die thätigen Theilnehmer des Institutes zerfallen in Correspondenten (*socj* oder *socj corrispondenti*) und Mitglieder (*membri*). Jene sind lediglich zu factischen Mittheilungen verpflichtet, die ordentlichen Mitglieder ausserdem zu wissenschaftlichen Beiträgen und zur Abnahme eines Exemplares

der Institutswerke, sofern sie nicht durch eigene Beiträge im Belaufe eines Bogens das Recht auf unentgeltlichen Bezug des betreffenden Jahrganges erwerben. Zu Ehrenmitgliedern werden Sammler, Museumsdirectoren und andere Förderer der Wissenschaft und Gönner des Instituts ernannt, von denen man zugleich die Subscription auf die Werke des letzteren zwar nicht verlangt aber erwartet. Die Leitung der Anstalt liegt in den Händen der Direction, auch Centraldirection genannt. Der Präsident nimmt an den speciellen Arbeiten keinen Theil, sondern tritt nur in schwierigen Fällen für das Institut ein, daher eine gewisse Auctorität seiner Persönlichkeit oder Stellung erforderlich ist. Alljährlich wird ihm Bericht erstattet. Die eigentliche Geschäftsleitung liegt den Sekretären ob, an deren Spitze ein Generalsekretär steht; dazu kommen in Rom ein oder einige Institutssekretäre (*segretarj dell' Instituto* oder *della direzione*), welche einstweilen zugleich die Geschäfte der italienischen Section versehen, und an der Spitze der auswärtigen Sectionen je ein Sekretär (*segretario della sezione*). Ein Archivar bewahrt die Briefe, die Zeichnungen und die Bibliothek des Instituts; das Personal vervollständigt ein Rechnungsführer. Zunächst übernahm Bunsen das Amt des Generalsekretärs, Gerhard und Panofka das der Institutssekretäre. Der französischen Section stand Luynes als Sekretär vor, im Verein mit Panofka als Institutssekretär, der deutschen und der englischen Section Welcker und Millingen. Als Archivar fungierte Kestner, als Rechnungsführer Fort. Lanci. Zu allen diesen Beamten treten nach dem Reglement noch andere ordentliche und Ehrenmitglieder der Direction. Jene unterstützen die Arbeiten der Sekretäre und treten erforderlichen Falls in Lücken ein (es waren Fea und Thorvaldsen), diese verleihen der Direction, ohne alle bestimmte Verpflichtung, durch das Gewicht ihres Namens erhöhte Auctorität. In noch höherem Masse gilt dies vom Protector. Offenbar ist die ganze stufenreiche Hierarchie auf Verhältnisse berechnet, in welchen dergleichen Ehrenbezeugungen für einen wirksamen Hebel reeller Dienstleistungen und Gefälligkeiten gelten dürfen; wie denn

3

das Reglement ausdrücklich erklärt, dass wenigstens die Bezeichnung der Correspondenten und Mitglieder kein blosser Titel sein solle, sondern wirkliche Theilnahme voraussetze, daher man sich auch mit jedem Jahre zurückziehen könne.

Der Direction liegt vor allem die Correspondenz und die Veröffentlichung der Institutsschriften ob, wofür die Directionssekretäre ausser den nöthigen Entschädigungen auch ein Redactionshonorar erhalten sollen, jedoch nur bei günstigem Rechnungsabschluss des betreffenden Jahres. Die Sekretäre haben auch für das Heranziehen geeigneter Mitarbeiter zu sorgen. Zur Wahl neuer Mitglieder ist Einstimmigkeit aller ordentlichen Directionsmitglieder erforderlich (wobei das Ausbleiben einer Antwort seitens auswärtiger Mitglieder nach Ablauf von vierzig Tagen für Zustimmung gilt); zur Wahl der Correspondenten und bei sonstigen Beschlüssen genügt Stimmenmehrheit. Die laufenden Geschäfte besorgt das Sekretariat. Dieses hält regelmässige Sitzungen, um über die eingelaufenen Correspondenzen und sonstigen Beiträge, über ihre Druckfähigkeit oder die etwa vorzunehmenden Aenderungen zu berathen; für jeden Artikel muss ein ordentliches Mitglied der Direction die Verantwortlichkeit übernehmen. Eine öffentliche Sitzung ist zunächst nur für jeden Palilientag angesetzt, wo der Generalsekretär einen Jahresbericht zu erstatten hat, sowohl über die Fortschritte der Archäologie, wie über die wissenschaftliche Thätigkeit und die finanziellen Verhältnisse des Instituts. Die Ordnung der letzteren bildet wohl den schwächsten Punkt des ganzen Reglements. Denn da das Institut ausschliesslich auf den Erlös seiner Werke angewiesen war (der Preis eines Jahrganges betrug 2 Louisd'or oder 48 Francs) und da es deren Herausgabe nicht einem Verleger überwies, sondern Druck und Vertrieb selbst leitete, so erwuchs durch diesen Theil der Geschäftsführung den Sekretären eine drückende Last. Die mindestens halbjährliche Versendung der Monumente, die monatliche Vertheilung des Bullettino, das Einkassieren der Gelder in halbjährlichen Terminen, sobald das erste Stück der Semesterlieferung ausgegeben war — das alles

war für Männer der Wissenschaft, die nicht eben gewandte Geschäftsleute zu sein pflegen, eine schwierige und verdriessliche Aufgabe.

Die Subscriptionen der thätigen Mitglieder allein konnten unmöglich die Herstellungskosten der Publicationen und den übrigen Aufwand der Verwaltung, namentlich des damals noch so theuren Portos, decken, wenn auch der preussische Generalpostmeister Nagler schon bald (3 Jan. 1830) dem Institut die Portofreiheit innerhalb Preussens gewährte, welche es bis zum Jahre 1857 genossen hat. Es handelte sich also um Gewinnung weiterer Subscribenten. Hierfür waren theils die diplomatischen Mitglieder der Direction, Bunsen und Kestner, theils der unermüdliche Gerhard und in Frankreich Panofka eifrig bemüht; und in der That waren ausser den Mitgliedern im Sommer 1829 bereits 52, am Ende desselben Jahres 81 Subscribenten mit 92 Exemplaren gewonnen. Am 21 April 1830 zählte das Institut 94 Subscribenten, neben 86 Mitgliedern und 49 Correspondenten, welche zusammen 218 Exemplare bezogen. Unter den Subscribenten begegnet man ausser dem Protector schon im ersten Jahre mehreren Angehörigen regierender Familien, und später erweitert sich diese erlauchte Liste fast zu einer Art von Auszug aus dem Gothaer Kalender. Nur wenige regierende Häupter gaben der Einladung zur Subscription keine Folge. Neben den Fürstlichkeiten war die Diplomatie, namentlich diejenige an den italienischen Höfen, reich vertreten. Fast noch werthvoller für das Institut war aber der Beitritt zahlreicher öffentlicher Bibliotheken und ähnlicher Anstalten, weil von diesen eine fortdauernde Theilnahme am sichersten sich erwarten liess. Den zweifelhaftesten Werth besass dagegen das Contingent begeisterter Romfahrer, deren Enthusiasmus für die neue Anstalt nur allzu oft verrauchte, sobald sie Italien wieder den Rücken gekehrt hatten. Unter diesen waren namentlich viele Engländer, welche durch Bunsens englische Beziehungen oder durch Kestner als englisch-hannöverschen Ministerresidenten dem Institute zugeführt wurden. Doch fehlte es auch nicht an rühmlichen Ausnahmen, wie denn die Lords

Beverley und Northampton und Dr. Nott zu den eifrigsten Gönnern des Institutes gehörten *.

Dass Italien in der Rubrik der Correspondenten am zahlreichsten vertreten war, lag in der Natur der Sache begründet; dass sich aber so viele Correspondenten bereit finden liessen, war grösstentheils das Verdienst des landes- und personenkundigen Gerhard, der auf seinen Reisen wie in «Tausenden von Briefen» für sein Institut warb. Bei dem so vielbeschäftigten und dabei augenkranken Manne würde man eine so ausgedehnte Correspondenz kaum begreifen, wenn nicht die peinlichste Gewissenhaftigkeit im Ausnutzen der Zeit ihn von je her ausgezeichnet hätte. Die so angeknüpften vielfachen Verbindungen erwiesen sich ausser dem nächsten Zweck auch manchen wissenschaftlichen Reisenden erspriesslich, denen eine wirksame Empfehlung von Seiten des Institutes den Nutzen desselben recht anschaulich zu machen und sie überhaupt für dasselbe zu interessieren vermochte; wie andrerseits die Verbindung mit dem Institut in gar vielen abgelegenen Orten Italiens bei diesem oder jenem die archäologischen Interessen belebt hat.

Neben der Correspondenz galt es nun für die Publicationen zu sorgen und sie mit anziehendem Stoff und Beiträgen angesehener Gelehrten zu füllen. In wie hohem Grade letzteres gelang, lehrt ein Blick auf den ersten Band der Annalen, an welchem unter anderen von Deutschen Bœckh, Gerhard, Hirt, K. O. Müller, Panofka, Stackelberg und Welcker, von Italienern Avellino, Orioli und Zannoni, von Franzosen Lenormant, Letronne, Luynes, Petit-Radel

* Aus den in den Paliliensitzungen der ersten drei Jahre vorgelegten Berichten ergeben sich folgende Zahlen der Theilnehmer, indem unter Italien auch die vielen dort ansässigen Fremden mitgerechnet werden:

	Italien	Frankreich	Deutschland	England	Uebr. Europa	Gesammtzahl	Exemplare
1830:	111	48	34	27	10	230	218
1831:	140	49	40	55	14	298	277
1832:	145	40	45	61	10	302	fast 300

und Raoul-Rochette, von Engländern Millingen sich durch Beiträge betheiligten. Aber noch mehr bewährte sich die Gunst des italischen Bodens selbst. Fast als wollte er sich dem jungen Institut dankbar erweisen, legte er ihm als schönstes Angebinde jene unerschöpfliche Fülle griechischer Vasen in die Wiege, welche die Gräberfelder Südetruriens eben in diesen Jahren ans Licht förderten. Die früher erwähnten Ausgrabungen in der Nähe von Canino im Jahre 1828 waren nur das Vorspiel gewesen, geeignet auf den vergrabenen Schatz aufmerksam zu machen. Im nächsten Winter unternahm der Prinz Lucian Bonaparte selbst umfassende Grabungen am Ponte della Badia, im Umkreis des alten Volci, und andere Grundbesitzer jener Gegend, Candelori und Feoli, folgten seinem Beispiel. Der Erfolg war erstaunlich. Im März 1829 eilte Gerhard dahin. «Ausser den Hirten der ganzen Gegend», berichtet er, «waren seit dem November v. J. täglich hundert Arbeiter mit regelmässigen Ausgrabungen beschäftigt, welche unter des Prinzen persönlicher Leitung geführt wurden. Eine bedeutende Anzahl bemalter Gefässe und Schalen war die tägliche Frucht dieser Ausgrabungen; viele derselben fanden sich heil, die Mehrzahl der übrigen ward unverzüglich an Ort und Stelle zusammengesetzt. Zwischen den einzelnen Scharen fern hergekommener Arbeiter, meist Abruzzesen und Romagnuolen, welche unter verschiedene Befehlshaber ihrer Provinz vertheilt blieben, bildeten drei Zelte den Mittelpunkt für den unablässigen Zufluss frisch gefundener, noch von der Erde bedeckter und befeuchteter Vasen und Vasenscherben. In dem Zelte, welches dem Prinzen und seiner Familie tagtäglich diente, wurden sofort Versuche der Zusammensetzung angestellt, die vereinten Stücke gesondert nach Musignano, dem vereinzelten Landhause des Prinzen, geschickt, und mehreren, nach längerem Versuch der unablässig fortgesetzten Arbeit bereits wohlerfahrenen Restauratoren übergeben. Die Arbeit der letzteren schritt Tag und Nacht vorwärts; der Referent sah mit Staunen eines Morgens zwei grosse und schöne Vasen zusammengesetzt, deren Scherben er des

Nachmittags vorher auf dem Ausgrabungsplatz erblickt hatte». Schon im Juni war Gerhard mit Kestner von neuem zur Stelle; im Mai der nächsten beiden Jahre wiederholte er den Besuch. Der Prinz nahm ihn auf das freundlichste auf und gestattete ihm das freieste Studium seiner neuen Schätze, obgleich er selbst mit Hilfe seines Hausgeistlichen sie zu behandeln unternommen hatte. Nicht minder zuvorkommend bewies sich Agostino Feoli. So ward Gerhard in den Stand gesetzt Tausende von bemalten Vasen, welche für die Kenntniss antiker Malerei und antiken Handwerks wie für die Bereicherung unseres mythologischen Wissens gleich bedeutend waren, an der Quelle selbst zu prüfen. Er benutzte diese Studien zu dem meisterhaften *Rapporto volcente*, der den dritten Band der Annalen eröffnet. Auf knappstem Raume und in gedrängtester Kürze ward hier der ganze fast unermessliche Stoff übersichtlich behandelt und nach allen Hauptgesichtspunkten beleuchtet, wenn es auch selbstverständlich war dass mehr als eine schwierige Frage nur aufgestellt, nicht sogleich endgiltig beantwortet werden konnte. Neben dieser zusammenfassenden Arbeit (ähnliche Gruppen verwandter Monumente oder benachbarter Funde liebte Gerhard damals im Bullettino gemeinsam zu besprechen) liefen kürzere Einzelberichte und Erörterungen über die Vasenfunde im Bullettino her. Auch die Monumententafeln zogen von jenen Entdeckungen so ausgiebigen Vortheil, dass die Vasenbilder alle andern Denkmälerklassen zunächst etwas in den Schatten stellten. Es fehlte nicht an Tadlern und Spöttern, die nicht erkannten, welch ein tiefer und reicher Einblick in die echt griechische Kunst hier so plötzlich der Wissenschaft eröffnet ward.

Neben den Vasen behaupteten auch die Wandgemälde etruskischer Gräber in Folge wiederholter Funde einen Ehrenplatz in den damaligen Publicationen des Instituts. Ein anderes Interesse galt den sog. kyklopischen oder pelasgischen Bauten, auf welche zu Anfang unseres Jahrhunderts Petit-Radel zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Gleich die ersten Tafeln der «Monumente» brachten

die grossen Ansichten stattlicher solcher Reste aus den alten Volskerstädten Norba und Signia, von Knapp und Dodwell gezeichnet; andere Abbildungen und Untersuchungen folgten nach. Aus dem kürzlich befreiten Griechenland liefen doppelt erwünschte Berichte ein, welche von der wissenschaftlichen Regsamkeit in dem neuerstandenen Lande Zeugniss ablegten, begleitet von Proben echt griechischer Kunst, namentlich der so überaus anziehenden Grabreliefs. Andere Aufsätze behandelten römische Sculpturen, andere beschäftigten sich mit numismatischen Fragen, andere enthielten topographische Untersuchungen — kurz es blieb nicht leicht ein Gebiet einschlägiger Forschung unbetreten. Besonders bemerkenswerth ist es, dass im Jahre 1830 zuerst auch Borghesi von seinem Orakelsitz auf dem Felsen von San Marino dem Institute jene fast untrüglichen Belehrungen über epigraphische Funde und Fragen zu spenden anfieng, welche als eine der grössten Zierden der Institutsschriften allgemein anerkannt sind. Da zugleich der Meister griechischer Epigraphik, Bœckh, aus seinem Gebiete Beiträge sandte, so war die gesammte Inschriftenkunde wenn auch noch nicht sehr umfänglich, so doch desto glänzender vertreten. Ueberhaupt aber floss der Stoff dem Institute bald so reichlich zu, dass Gerhard 1832 eine Sonderpublication grösserer Abhandlungen (*Memorie*) in zwanglosen Heften begann. Namentlich umfassten diese Hefte topographische und verwandte Untersuchungen, doch brachten sie auch zwei grössere Abhandlungen Borghesis, über Militärdiplome und Sacerdotalfasten. Allein die finanzielle Lage des Institutes, die Besorgniss durch Vermehrung der Publicationen die Subscribenten abspänstig zu machen, und der Einspruch anderer Directionsmitglieder veranlassten Gerhard schon nach zwei Jahren dies Unternehmen mit dem dritten Hefte aufzugeben, ohne dass auch nur äusserlich durch einen Gesammttitel ein Abschluss herbeigeführt worden wäre. Für ihn, der alle unvollendeten Werke desto gründlicher hasste, je härter er selbst unter diesem Fluch zu leiden hatte, blieb dieser Torso einer Institutspublication stets ein Kummer.

Erfolgreicher war ein zweites Unternehmen. Jedem Besucher Roms ist es bekannt, welch unendliche Menge geschnittener Steine dort unaufhörlich zum Vorschein kommt, um meistens sehr schnell im Privatbesitze zu verschwinden. Ausser Thorvaldsen, Kestner und Vollard, dem Sekretär des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preussen, sammelten damals mit besonderem Eifer die bereits genannten Lords Beverley und Northampton sowie Dr. Nott dergleichen Schätze und verehrten dem Institut Abdrücke derselben. Diese Schenkungen zeitigten einen Plan, welcher schon früher durch den Antheil Kestners an Cades grosser Sammlung von Gemmenabgüssen und durch Gerhards reges Interesse an dieser Klasse von Kunstwerken nahe gelegt worden war, nämlich aus den seit 1829 neuaufgetauchten Gemmen eine Anzahl der besten auszuwählen und durch Cades vervielfältigen zu lassen. Im Verein mit diesem tüchtigen Künstler besorgten Gerhard, Kestner und Thorvaldsen die Auswahl und übernahmen die Bürgschaft für die Echtheit, welche sie zusammen mit Girometti, Em. Wolff und anderen Künstlern geprüft hatten. So wurden zuerst 1831 zwei Centurien von Gemmenabdrücken (*Impronte gemmarie dell' Instituto*) zusammengestellt, denen zwei weitere im Jahre 1834, noch zwei im Jahre 1839 folgten. Nicht lange darauf starb Cades, und eine Fortsetzung gehörte lange Zeit zu den frommen Wünschen. Ein kurzer Text zu den Centurien, von Gerhard und Braun, erschien im Bullettino. Es möchte schwer sein in einer verhältnissmässig so knappen Auswahl aus der fast unzählbaren Masse ähnlicher Denkmäler einen grösseren Reichthum schöner und interessanter Darstellungen zu vereinigen, als es in dieser leider nur wenig verbreiteten Sammlung gelungen ist.

Etwa um die gleiche Zeit fand in den Einrichtungen des Instituts eine Aenderung statt, welche für das ganze Auftreten desselben nach aussen bedeutend werden sollte. Je lebhafter das Interesse der in Rom ansässigen oder vorübergehend sich aufhaltenden Kunstfreunde und Gelehrten sich der neuen Anstalt zuwandte, desto stärker machte sich

für diese das Bedürfniss geltend, sich nicht auf die Correspondenz als einziges Verkehrsmittel zu beschränken und bloss durch ihre gedruckten Arbeiten jener Theilnahme zu entsprechen, sondern auch dem persönlichen Verkehr einen festen Mittelpunkt darzubieten. So wurden denn im December 1831 neben den Sitzungen der Direction auch wöchentliche öffentliche Zusammenkünfte eingerichtet, welche alle Freitag in den Nachmittagsstunden stattfanden. Sammler und Kunstfreunde legten hier Proben ihrer Schätze vor und die Direction theilte aus ihren Mappen, welche sich allmählich mit Zeichnungen füllten, interessante Monumente und aus ihrer Correspondenz wichtige Thatsachen mit. Darüber kam es dann zu einem lebhaften mündlichen Austausch, an welchem Angehörige aller Nationen sich betheiligten. In dem Winter 1831—1832 allein wurden nicht weniger als achthundert antike Denkmäler im Original oder in Zeichnungen zur Stelle gebracht. Das Bullettino berichtete regelmässig über diese Zusammenkünfte, anfangs ausführlicher, später in mehr summarischer Form, da ja die wichtigsten der dort vorgelegten Denkmäler in den Werken des Instituts eingehender besprochen werden sollten. Im Allgemeinen waren die «Adunanzen» auf die Wintermonate beschränkt, und bald bildete sich der Brauch aus, sie am Winckelmannstage (9 December) zu beginnen und mit der Festsitzung am Gründungstage Roms und des Instituts (21 April) zu schliessen, wo dann der Generalsekretär seinen, in den ersten Jahren meistens von Gerhard verfassten, Jahresbericht verlas. Jedoch haben mehrfach auch in den Sommermonaten dergleichen Versammlungen stattgefunden, und nur im Herbste brachte die allgemeine römische Ferienzeit auch in die Thätigkeit des Instituts eine regelmässige Unterbrechung. Wie sehr diese öffentlichen Sitzungen dazu beigetragen haben das Interesse für das Institut auch in weiteren Kreisen zu beleben oder wach zu erhalten, weiss jeder wissenschaftliche Besucher Roms.

Bei allen Arbeiten des Instituts musste sich nun aber gar bald ein Mangel fühlbar machen, welchen Gerhard am Schlusse seines *Rapporto volcente* elegant mit einem Citat aus

Catull kennzeichnete: *nam quod scriptorum non magna est copia apud me, hoc fit quod Romae vivimus.* Rom, so reich auch seine Bibliotheken an handschriftlichen Schätzen und älteren Büchern sind, litt doch damals noch mehr als heutzutage grossen Mangel an neuerer und an ausländischer Litteratur. Da es überdies nicht Sitte der römischen Bibliotheken ist Bücher auszuleihen, so war die Benutzung selbst der vorhandenen Hilfsmittel sehr erschwert. Auch die ziemlich zahlreichen Geschenke, welche von Privaten und bald auch von Akademien dem Institut zugewandt wurden, konnten allein dem Mangel nicht abhelfen. Die ältesten Kataloge der Bibliothek sind von einer kläglichen Dürftigkeit. Im Jahre 1831 umfasste sie etwa zweihundert Werke, darunter aber fast gar keine deutschen. Hier griff zuerst die liberale Initiative eines deutschen Kunstfreundes und Buchhändlers, des Dr. Hermann Härtel aus Leipzig, hilfreich ein, welcher während eines römischen Aufenthaltes im Jahre 1830 dem Institut nahegetreten war. Nach Deutschland zurückgekehrt wandte er sich an die dortigen Verleger mit der Bitte, den Deutschen in Rom die Möglichkeit eines geistigen Fortlebens mit der Heimat durch Schenkung ihres dazu geeigneten Verlages zu gewähren (1831). Der Aufruf hatte grossen Erfolg, eine bedeutende Anzahl hervorragender Firmen stellte ihren ganzen Verlag oder eine Auswahl zur Verfügung. Härtel sammelte alle Gaben ein, und im Sommer 1833 gieng die ganze Sendung nach Rom ab. Belletristische und andere Werke allgemeineren Interesses kamen der sog. «Bibliothek der Deutschen» zu gute; die Institutsbibliothek gewann ihren Grundstock von Ausgaben der alten Klassiker, von antiquarischen und grammatischen Werken und von Zeitschriften; denn von speciell archäologischer Litteratur hatte Deutschland ja damals kaum etwas aufzuweisen. Die Ankunft dieser litterarischen Sendung hatte die fernere Folge, dass das Institut ein erweitertes Lokal erhielt. Bisher hatte es sich mit dem Zimmer begnügen müssen, welches Bunsen ihm gleich anfangs für seine Zusammenkünfte im Palast Caffarelli eingeräumt hatte, während Kestner das Archiv

in seiner Wohnung auf dem Pincio aufbewahrte und andere Sammlungen hier und dort untergebracht waren. Jetzt übergab Bunsen dem Institut grössere, unter dem Sekretariat der Gesandtschaft belegene Räumlichkeiten (August 1833). Ein stattliches Zimmer, zugleich für die Versammlungen eingerichtet, nahm die Bibliothek auf, ein zweites war für das Archiv, ein drittes zum Lagerraum für die Druckwerke bestimmt; in einer grossen Vorhalle endlich fanden einige Inschriften und andere Antiquitäten Platz, welche dem Institut geschenkt worden waren.

Während so das Institut in Rom immer festere Wurzeln schlug, bereitete die Drucklegung der Schriften von Anfang an grosse Schwierigkeiten. Die damaligen Druckereien in Rom waren auf eine rasche und correcte Herstellung einer solchen gelehrten Zeitschrift durchaus nicht eingerichtet; gab es gar griechische Inschriften zu drucken, so war die Noth gross. Wenn nun auch der Druck des Bullettino an einem anderen Orte unthunlich war, sollte nicht die Raschheit der Mittheilungen verloren gehen, so stand es doch anders mit den Annalen, für welche das Reglement die Wahl des Druckortes frei liess. Panofkas Rückkehr von Neapel nach Paris im Laufe des Jahres 1829 gewährte die Möglichkeit diese dort herstellen zu lassen, und um so lieber ward dieser Ausweg eingeschlagen, als dadurch Gerhards starke Ueberbürdung etwas erleichtert ward; ihm blieb immer noch fast die ganze Correspondenz, das Zusammenbringen der Zeichnungen und die mühsame Redaction des Bullettino. In Paris liess sich auch die Mitwirkung der französischen Section um so sicherer verhoffen. So ward denn bereits das dritte Heft der Annalen von 1829 in Paris gedruckt, desgleichen der ganze Jahrgang 1830, trotz der Unruhe der Julirevolution, welche Panofkas Verhältniss zum Herzog von Blacas löste und diesen veranlasste dem vertriebenen Könige ins Exil zu folgen, Panofkas Ausharren auf dem schwierigen Posten aber nicht zu erschüttern vermochte. Die meisten der zugehörigen Monumententafeln wurden ebenfalls in Paris gestochen. Auf diesen Punkt war besonders die Fürsorge des

Herzogs von Luynes gerichtet. Die bisherigen Tafeln hatten theilweise noch etwas an die ärmliche Art der projectierten hyperboreisch-römischen Publication erinnert; die ersten sechs Monumententafeln mussten sogar nachträglich durch Abzüge auf grösserem Papier ersetzt werden. Luynes hatte von je her, gegenüber Gerhards Betonung des Inhaltes, auf möglichst genaue und auch künstlerisch genügende Reproduction und auf ein stattliches Aeussere gedrungen. Blätter wie einige der Hilfstafeln im dritten Bande der Annalen (Taf. *E. F*) konnten ihn dermassen in Harnisch bringen, dass er mit seinem Rücktritte drohte. Das Institut hatte allen Grund ihm für diese Sorge und für seine mühsame Ueberwachung des Stiches im höchsten Grade dankbar zu sein. Luynes selbst entwarf die sinnige Vignette, welche zuerst das Titelblatt der Annalen von 1830 schmückt und in den Bänden von 1832—1835 wiederholt ist. Im Stil eines Volcenter Vasenbildes, und in den einzelnen Motiven antiken Denkmälern entlehnt, zeigt die Abbildung den werkkundigen Gott Hephästos, wie er eben mit der Hacke ein Grab geöffnet hat und von der mit halbem Leibe daraus emporsteigenden Erdgöttin eine stattliche Vase in Empfang nimmt; ein eherner Helm liegt am Boden. Gegenüber steht die Göttin der Wissenschaft, Athena; den grossen Schild hat sie auf den Boden gestellt und verzeichnet in ihrer Schreibtafel das Resultat der Ausgrabung. Eine niedrige Platte hinter ihr trägt die Inschrift INSTIT. D. CORR. ARCHEOL. In ähnlichem Sinne pflegte Gerhard mit einem antiken Karneol zu siegeln, auf welchem ein Jüngling gebückt dasteht, emsig in einer Schreibtafel notierend, während zu seinen Füssen ein männlicher Kopf am Boden sichtbar wird. Von Luynes rührt auch das Titelbild des ersten Monumentenbandes her.

Die Sorge der Redaction lag für die Pariser Bände Panofka ob, welchem darin seit 1831 der junge belgische Gelehrte J. de Witte seinen Beistand lieh. Es ist unverkennbar dass die Redactionsgrundsätze Gerhards und Panofkas nicht ganz übereinstimmten, wie es denn auch nicht an lebhaften Erörterungen zwischen beiden Freunden fehlte. In

Paris erstrebte man möglichst grosse Mannigfaltigkeit innerhalb der einzelnen Bände und möglichst geringen Umfang und gelehrten Apparat der einzelnen Aufsätze. Luynes zweifelte ob sein Aufsatz über die Arkesilasvase den deutschen Professoren gefallen werde, da er ganz ohne Citate sei, ihm selbst werde der Beifall der Künstler und der gebildeten Kenner genügen. Es komme, meinte sehr nüchtern Panofka, weniger auf die Wünsche der nicht zahlenden Gelehrten als auf den Geschmack der zahlenden Subscribenten an. Das war freilich nicht nach Gerhards Sinn. Der *Rapporto volcente*, um dessen willen Gerhard den Jahrgang 1831 der Annalen in Rom drucken liess, erregte wegen seiner Länge und zugleich wegen der knappen Gedrängtheit der darin niedergelegten Beobachtungen in Paris grossen Anstoss, und als auch die zweite Hälfte des Bandes mehrere Beiträge Gerhards brachte, überschüttete ihn Panofka mit eigenen Vorwürfen und mit den Witzworten seiner Freunde über Gerhards Vielgeschäftigkeit, welche das Institut bald ruiniert haben werde: man spottete bereits in Worten und Bildern über das Institut als «*enfant mourant*». Gerhard erwiderte, da man ihn von Frankreich wie von Deutschland her ohne alle versprochenen Beiträge lasse, so erscheine es ihm aller Ehren werth wenn er in Rom habe «vier Mitarbeiter auftreiben können die nicht Gerhard heissen». Uebrigens befolgte er Panofkas Aufforderung die Annalen künftig ihm zu überlassen; die grössere Leichtigkeit der Herstellung von Druck und Stich und die Anwesenheit zahlreicherer Mitarbeiter am Orte selbst schienen auch ihm für Paris in die Wagschale zu fallen. So sind denn die drei folgenden Annalenbände (1832/34) in Paris erschienen. Fast die ganze französische Archäologie ist in diesen Bänden vertreten, und wenn auch die Zahl der italienischen sowohl wie der deutschen Mitarbeiter jede für sich der der französischen ungefähr gleichkommt, so ist doch letzteren als Anwesenden ganz natürlich der Löwenantheil hinsichtlich der Auswahl bedeutender und schöner Monumente zugefallen. Ausgezeichnet durch mannigfaltiges Interesse ist namentlich der Jahrgang

1833, mit welchem das erste Lustrum des Institutes und der erste Band der Monumente abschlossen.

Meinungsverschiedenheiten über Grundsätze der Redaction bildeten übrigens nicht den einzigen Gegenstand des ziemlich unerquicklichen Briefwechsels zwischen den beiden Institutssekretären, deren feste Freundschaft allein einen so unumwundenen Austausch von Meinungen und Empfindungen möglich machte. Zu unaufhörlichen Klagen gaben die Zögerungen und Unregelmässigkeiten in der Versendung der Druckwerke und der Kupferplatten zwischen Rom und Paris Anlass. Ein grosser Theil der Schuld lag an den durch die Cholerasperre noch vergrösserten Mängeln des damaligen schwerfälligen Post- und Frachtverkehrs und an den Schwierigkeiten der Zollbehandlung; es fehlte aber auch nicht an Nachlässigkeiten seitens der Sekretäre, Absendung defecter oder zu weniger Exemplare, Irrthum im Adressieren ganzer Kisten u. s. w. Es traten eben die schwer vermeidlichen Folgen der Vereinigung geschäftlicher Administration und angestrengter wissenschaftlicher Thätigkeit hervor. Noch bedenklicher waren die finanziellen Schwierigkeiten, welche aus der gleichen Quelle herrührten. Da die halbjährlichen Zahlungen der Theilnehmer erst einkassiert werden durften, sobald der erste Theil der fälligen Publicationen erschienen war, so griffen die Sekretäre, namentlich bei einer etwa eingetretenen Verzögerung, öfter zu dem Mittel baldmöglichst ein Heft der Monumente allein auszugeben und das zugehörige Annalenheft erst später nachfolgen zu lassen. Hierdurch entstanden häufigere Versendungen, welche nicht bloss lästig sondern auch kostspielig waren und überdies Unordnung in die Vertheilung durch die Commissionäre brachten, so dass dann die Subscribenten die Zahlung verweigerten und also nicht einmal der Zweck der ganzen Massregel erreicht ward. Die durchschnittlichen Gesammtkosten der ersten drei Jahre beliefen sich auf je 2200 Scudi (12000 Francs). Diese zu decken reichte ein Absatz von 250 Exemplaren hin. Da nun bereits im Jahre 1830 diese Zahl überschritten war und noch

für einige Zeit in stärkerem Verhältniss wuchs, als die Herstellungskosten sich steigerten, so ergab sich beständig ein Ueberschuss, welcher z. B. am 21 April 1832 auf 1286 Scudi sich belief. Aber er stand freilich nur auf dem Papier. In Wirklichkeit waren ebendamals nicht weniger als 206 Jahresbeiträge noch im Rückstande. Hieran war im geringsten Masse Frankreich betheiligt. Uebler standen die Dinge in Italien und in Deutschland, am allerübelsten in England, auf welches etwa die Hälfte aller Rückstände entfiel. Da der Sekretär der englischen Section meistens in Paris lebte, war hier eine energische Abhilfe am schwierigsten. Die Folge aller dieser Missstände war, dass anstatt des rechnungsmässigen Ueberschusses von 1286 Scudi, welcher auch die Auszahlung eines Honorars an die mit Mühen beladenen beiden Sekretäre gestattet haben würde, vielmehr eine Schuld von 526 Scudi vorhanden war, welche zuerst durch Vorschüsse verschiedener Directionsmitglieder gedeckt, deren Betrag aber demnächst ausschliesslich von den beiden Sekretären, besonders von Panofka, vorgestreckt worden war. Luynes hatte diesem einmal einen jährlichen Beitrag von 500 Francs angeboten, Panofka aber diese Liberalität als mit der Ehre des Institutes unverträglich abgelehnt. So hohe Anerkennung auch das uneigennützige Eintreten der beiden Sekretäre für das Institut, unter Hintansetzung aller persönlichen Interessen, verdiente, so war doch ein solcher Zustand auf die Dauer unhaltbar.

* * *

Nachdem Gerhard nun viertehalb Jahre dem Institut seine ganze Zeit und Kraft geopfert hatte, riefen ihn im Sommer 1832 persönliche Verhältnisse auf längere Zeit nach Deutschland zurück. Eine interimistische Weiterführung der Geschäfte machte keine Schwierigkeit, da eben damals einige jüngere Kräfte zur Stelle waren. Es drängte sich aber bei diesem Anlass mit Nothwendigkeit die Erwägung auf, in welcher Weise der Bestand einer Anstalt, die bisher wesent-

lich durch die Thätigkeit ihrer beiden Sekretäre gehalten worden war, auch unabhängig von allen Persönlichkeiten gesichert werden könne. Namentlich erklärte Bunsen, der bisher die laufenden Geschäfte Gerhard ganz überlassen hatte, jetzt aber als Generalsekretär in die Lücke treten sollte, mit voller Entschiedenheit, dass er sein Verbleiben beim Institut und seine Uebernahme der neuen Pflicht von der Erklärung Gerhards abhängig machen müsse, dass das Institut nicht sein Privatunternehmen, sondern eine allgemeine wissenschaftliche Anstalt sei. Und zwar sollte diese Anstalt mit all ihrem gegenwärtigen und künftigen Besitze für ein unveräusserliches Eigenthum der archäologischen Wissenschaft, unzertrennlich von der Stadt Rom, erklärt werden. Gerhard stimmte, wenn auch zögernd, zu. Die weiteren Berathungen führten dann zu einer Revision des Reglements von 1830 und zu einer Reihe von Bestimmungen über die Ordnung der Geschäfte für die nächste Zeit (15 Juni). Die Statutenänderungen mussten natürlich auch den übrigen Directionsmitgliedern vorgelegt werden, und da der Entwurf für länger als Jahresfrist sich unter den Papieren eines derselben verbarg, so fanden die Berathungen nicht vor dem Frühjahr 1834 ihren Abschluss, so dass die neuen Statuten erst als Beilage zu dem Bullettino dieses Jahres veröffentlicht werden konnten. Einstweilen ward jener Hauptpunkt in Bunsens Festrede zur Palilienfeier des Jahres 1833 klar ausgesprochen, und auch Gerhard hob im folgenden Jahre bei derselben Gelegenheit den europäischen Charakter der ganzen Stiftung hervor, «so dass die Ansicht, das Institut beruhe zur Zeit auf nur wenigen Personen, eine Beleidigung für alle diejenigen sein würde, welche in unserer Zeit die Wissenschaft beschützen, fördern und pflegen».

Die Abweichungen dieser neuen «Statuten» von dem älteren «Reglement» erstrecken sich, von Nebensachen abgesehen, auf vier Punkte. Die Direction soll danach aus zehn ordentlichen und zwanzig Ehrenmitgliedern, ferner aus einigen Assistenten und Stellvertretern (*sostituti*) bestehen. Das auch wohl sogenannte Decemvirat umfasst den Präsidenten, den

Generalsekretär, die beiden Directionssekretäre, die Sekretäre der vier Sectionen, den Archivar und einen Künstler (*maestro d'arte*), welchem in artistischen Fragen ein entscheidendes Votum zusteht. Die drei «dirigierenden Sekretäre» vertheilen die Geschäfte unter sich so, dass der Generalsekretär die allgemeine Leitung und die äussere Vertretung der Anstalt, die beiden Directionssekretäre die laufenden Geschäfte der Correspondenz und Redaction übernehmen und in minder wichtigen Fällen auch für die Sectionsangelegenheiten eintreten. Den Assistenten, zu welchen auch der Rechnungsführer gehört, steht nur ein beschränktes Votum für ihren besonderen Wirkungskreis zu. Aus ihrer Zahl wird vorkommenden Falles der Stellvertreter eines Directionsmitgliedes genommen, welcher aber nur nach dessen Weisungen und unter dessen Verantwortlichkeit die Geschäfte zu führen hat. Ein zweiter Zusatz geht die inzwischen veränderte Einrichtung der Sitzungen an. Zu der öffentlichen Festversammlung vom 21 April kommt eine Generalversammlung der Direction am 9 December, in welcher je nach den Einnahmen des laufenden Jahres ein Voranschlag für das folgende vereinbart wird; mit den wöchentlichen Geschäftssitzungen der Direction werden ferner je nach Bedürfniss in den Wintermonaten die gewöhnlichen öffentlichen Versammlungen verbunden. Drittens sollen in der Vermögensverwaltung drei Arten von Fonds unterschieden werden. Der laufende Fonds, aus den jährlichen Subscriptionen gebildet, soll zunächst zur Herstellung der neuen Publicationen, sodann für die Gehalte der Assistenten und des Rechnungsführers, endlich zur Honorierung der Sekretäre für Geschäftsleitung, Correspondenz und Redaction verwandt werden. Der Reservefonds, welcher sich durch den Verkauf älterer Jahrgänge bildet, soll theils mit zur Entschädigung der Sekretäre, theils für unvorhergesehene Ausgaben dienen. Aus einem Bibliotheksfonds, der freilich lediglich auf Privatbeiträge angewiesen ist, sollen endlich die Verwaltung und Vermehrung der Bibliothek und des archäologischen Apparates von Zeichnungen u. dgl. bestritten werden. Viertens werden die Eigen-

thumsverhältnisse nach Bunsens Idee geregelt und für den Fall einer Auflösung des Institutes der Besitz der Publicationen den redigierenden Sekretären zugesprochen, die Sammlungen aber einer öffentlichen Anstalt der Stadt Rom bestimmt.

Schon im Mai waren die neuen Assistenten ernannt worden. Gerhards Stellvertreter war der aus Kopenhagen gebürtige Olaus Kellermann, welcher seit dem vorigen Herbste in Rom lebte und nunmehr als Bibliothekar und Unterarchivar beim Institut eintrat. Als Rechnungsführer trat Fort. Lanci der Direction bei. Beide hatten die Correspondenz zu führen, Lanci namentlich wenn es bei officiellen Anlässen galt mit gewähltem Italienisch Ehre einzulegen; beide theilten sich in die Durchsicht der eingesandten Artikel, indem Kellermann die sachliche, Lanci die stilistische Revision übernahm; beide versahen die Correctur der Druckbogen; beide endlich bezogen das gleiche bescheidene Monatsgehalt. Als weitere Assistenten standen ihnen Ambrosch, welchen auch Gerhard schon gelegentlich zu den Arbeiten herangezogen hatte, und der preussische Gesandtschaftsprediger Heinr. Abeken zur Seite. Nicht der bequemste Theil von Kellermanns Aufgabe bestand darin, Gerhard von allem und jedem Vorkommniss, sogar von jedem eingelaufenen Briefe, in Kenntniss zu erhalten und dessen Anordnungen für jede Einzelheit entgegenzunehmen und auszuführen. Er entledigte sich dieser Verpflichtung mit einiger Umständlichkeit, aber immer liebenswürdig und gewissenhaft. Sein besonderes Verdienst ist es, seinem Lieblingsstudium, der Epigraphik, ein weiteres Feld in den Schriften des Instituts eröffnet zu haben. Eben durch Vermittelung des letzteren trat er in lebhaften Verkehr mit Borghesi, welcher in uneigennützigster Weise seine Studien und Pläne förderte. Eine Sammlung etruskischer Inschriften, eine Herausgabe sämmtlicher seit 1829 in Rom zum Vorschein gekommener lateinischen Inschriften, eine Ergänzung der älteren *Corpora Inscriptionum Latinarum*: das waren Kellermanns zum Theil weitaussehende Pläne, von denen er namentlich den zweiten im Anschluss an das Institut auszuführen gedachte. Ausser dem Buche über die *Vigiles* (1835) ist

aber nichts grösseres fertig geworden, während viele kleinere Arbeiten sich in den Schriften des Instituts finden. Ein weiteres Verdienst Kellermanns war es, seinen Studienfreund L. Ross zu Mittheilungen aus Griechenland zu veranlassen, zu denen damals nicht leicht ein anderer in gleichem Masse befähigt war. Lebhafteren Antheil auch an der Einzelarbeit des Instituts nahm endlich während Gerhards Abwesenheit Bunsen. Seine Rede in der Palilienversammlung des Jahres 1833 war ganz durch den hohen Flug ausgezeichnet, welcher seinem idealen Sinne eigen war. Fast überreich an Stoff (sie füllt mit ihren Anhängen ein ganzes Annalenheft von 150 Seiten) war die Rede namentlich dadurch bedeutsam, dass sie eine allmähliche Revision der Geographie Italiens als eine lohnende Aufgabe des Instituts und seiner weitverzweigten Correspondentenschaar bezeichnete und so in echt bunsenscher Weise ein hohes Ziel für gemeinsame Anstrengungen hinstellte. Ferner suchte er durch einen Blick auf gewisse Grundfragen ägyptischer Chronologie auch denjenigen Forschungen einen Platz in den Publicationen des Institutes zu erwerben, welche der Herzog von Blacas mit Vorliebe gefördert hatte und an denen Bunsen selbst, einer der frühesten deutschen Anhänger Champollions, besonders regen Antheil nahm. Schon kurz zuvor hatte Rosellini den Annalen einen ägyptologischen Beitrag zugewandt. Freilich waren nicht alle Directionsmitglieder mit dieser Erweiterung der in dem ursprünglichen Reglement gezogenen Grenzen einverstanden, doch ist in den Statuten von 1834 wirklich an die Stelle des «klassischen Alterthums» «das Alterthum» überhaupt getreten.

Während so in Rom wie in Paris die Thätigkeit des Institutes anscheinend unerschüttert ihren Weg fortsetzte, ja noch dazu neue Wege einschlug, war auch Gerhard in Deutschland eifrig für dasselbe bemüht. Ein Versuch den Fürsten Metternich persönlich für das Institut zu interessieren hatte zwar dessen Beitritt als Ehrenmitglied und Subscribent zur Folge, änderte aber nichts in dem Verhältniss der österreichischen Gelehrten zu der fremden Anstalt. Andere Mittel versuchte Gerhard von Berlin aus. Am 9 December 1832

gab er eine kleine Schrift «Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom» heraus, welche, überall vertheilt, Interesse und Gunst erwerben sollte. Die Hoffnung gieng wirklich in Erfüllung, und zwar so reichlich, dass auch Panofka im nächsten Jahre in Paris zu gleichem Zwecke eine kürzere *Notice sur l'Institut de correspondance archéologique* ausgehen liess. Die Liste der deutschen Bibliotheken und die der Mitglieder regierender Häuser allein stiegen in Folge dieser Mahnungen binnen Jahresfrist auf das Fünffache; es traten zum Beispiel die Könige von Belgien, Frankreich und Preussen bei, sowie Prinz Wilhelm von Preussen, der jetzige deutsche Kaiser. Minder glücklich fielen Gerhards Bemühungen aus, von dem preussischen Ministerium eine einmalige Summe zur Beseitigung des herrschenden Nothstandes, und ausserdem einen mässigen jährlichen Zuschuss oder eine Subscription auf eine grössere Anzahl von Exemplaren zu erreichen. Hatte doch Guizot kurz zuvor für das französische Ministerium auf zehn Exemplare subscribiert und überdies die Schenkung werthvoller Kupferwerke durch den König veranlasst. Allein obschon Alexander von Humboldt die Angelegenheit beim Könige vertrat und auch das Kultusministerium einen sehr günstigen Antrag stellte, scheiterte die Hoffnung doch an den sparsamen Principien des damaligen Finanzministeriums. Nach langen Verhandlungen erfolgte endlich wenigstens eine Bewilligung von 420 Thalern für drei Jahre, wofür zehn Exemplare der ersten neun Jahrgänge zu liefern waren (17 Aug.). Auf andere Berliner Kreise war eine von Gerhard auf den 21 April anberaumte Festversammlung berechnet, zu welcher er durch eine kleine als «Programm des archäologischen Instituts in Rom» bezeichnete Schrift über «Dionysos und Semele» einlud. An noch weitere Kreise endlich wandten sich der im Sommer vollendete erste Band der «Hyperboreisch-römischen Studien» und das bereits zu Anfang des Jahres begonnene «Archäologische Intelligenzblatt zur Allgemeinen Literatur-Zeitung». Wenn Gerhard auch hier auf dem Titel die Mitwirkung des archäologischen Institutes hervorhob, so war dies nicht bloss dem Sachverhalt ganz entsprechend,

sondern auch zugleich darauf berechnet das Institut auf einem Umwege in Deutschland populärer zu machen. In solcher Absicht redigierte er das Blatt sechs Jahre hindurch (1833—38), freilich ohne seinen Zweck sonderlich zu erreichen.

Bei weitem das werthvollste Ergebniss von Gerhards deutschem Aufenthalt war die Bekanntschaft, welche er im Herbst 1832 in München mit dem dreiundzwanzigjährigen Emil Braun machte. Brauns Studium war anfangs die Medicin gewesen, dann hatte er sich in Göttingen der Archäologie gewidmet. Müller hatte ihn aber nicht innerlich angezogen; dessen ausgeprägt historische Richtung scheint in Braun nicht rechten Widerhall gefunden zu haben, wie dieser denn erst allmählich zu einer gerechteren Würdigung Müllers gelangt ist. Seine eigene Natur hatte vielmehr einen Zug ins Allgemeine, zum Philosophischen, ja mit einem Anflug von Mysticismus. «Die Geheimnisse der Natur», äusserte Gerhard später, «zogen nicht weniger als die der Kunst, das speculative Wissen nicht weniger als das historische frühzeitig ihn an, und machten eine gewisse Universalität seiner Forschung ihm jederzeit zum Bedürfniss.» Hierfür fand er Anregung in München, wo besonders Baader und Schelling auf ihn wirkten. Letzterer zog ihn zugleich durch seine mythologischen Speculationen, Schorn durch seine künstlerischen Ansichten und Forschungen an (Thiersch war damals in Griechenland). So lernte Gerhard Braun kennen. Ihm schloss sich Braun mit ganzer Hingebung an, wie andrerseits Gerhard ihm herzlichen Antheil schenkte und ihn in seinen Studien berieth. Als nun im März 1833 Gerhard zum Archäologen des Berliner Museums ernannt worden und damit, obschon für die nächste Zeit noch einige wissenschaftliche Reisen in Aussicht standen, sein Abgang von Rom entschieden war, berief er Braun nach Berlin und beschäftigte ihn eine Zeit lang als seinen Amanuensis, liess ihn auch das Register zu den ersten fünf Jahrgängen der Institutswerke beginnen. Da Braun sich hierbei bewährte, so ersah Gerhard ihn zu seinem künftigen Stellvertreter am

Institut, gemäss einem Statutenparagraphen, welcher den Vorschlag eines Stellvertreters demjenigen zuwies, der vertreten werden sollte. Bunsen stimmte um so bereitwilliger zu, als Kellermanns Kränklichkeit es diesem auf die Länge unmöglich machte die Institutspflichten mit den eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zu vereinigen.

Anfang November kam Gerhard mit Braun in Rom an und führte ihn sogleich in die dortigen Kunstwerke und Personalverhältnisse, wie in die Geschäfte des Instituts ein. Schon im Februar 1834 trat Braun als Bibliothekar und Unterarchivar an Kellermanns Stelle. Ein charakteristisches Zeichen von Gerhards Rückkehr brachte das Januarheft des Bullettino durch einen ausführlichen Jahresbericht, wie ihn Gerhard früher regelmässig gegeben hatte, während er im Interregnum ausgefallen war. Uebrigens fand Gerhard das Institut in seinem erweiterten Lokale und mit erheblich bereicherter Bibliothek vor. Um so erwünschter musste es erscheinen für deren regelmässige Fortführung und Verwaltung neue Mittel zu schaffen, da die knappen Finanzen des Instituts hierfür nicht ausreichten. Bunsen wusste Rath. Am 22 Januar berief er eine Versammlung der in Rom anwesenden Theilnehmer und Freunde des Instituts und machte den Vorschlag in den Wintermonaten fortlaufende archäologische Vorlesungen und Demonstrationen unter dem Namen von Privatversammlungen (*adunanze private*) zu veranstalten. Jeder Theilnehmer an diesen Cursen sollte ein Honorar zahlen, welches zur Bildung eines Bibliotheksfonds bestimmt war, und sollte dafür das Recht der Benutzung der Bibliothek in gewissen öffentlichen Stunden erhalten. Der Vorschlag fand lebhaften Anklang, besonders bei den zahlreichen Engländern. Einundvierzig Theilnehmer zeichneten sich ein, und noch selbigen Tages begann Bunsen seine Erörterungen über römische Topographie, denen sich im Laufe des Winters Vorträge von Gerhard über die Bildwerke Roms und Etruriens und von Kellermann über die römischen Inschriften anschlossen. Aehnliche Curse, welche wo möglich theoretische Darlegungen mit Besuch und Erklärung der Ruinen und

Museen Roms verbanden, wurden auch in den folgenden Wintern gehalten*. Es war damit ein vielen erwünschtes Mittel gegeben sich in das alte Rom in grösserem Zusammenhang einführen zu lassen. Andrerseits gewann das Institut ebenso sehr an Ansehen in den gebildeten Kreisen Roms und über Rom hinaus, wie es die Möglichkeit erhielt seine Bibliothek zu bereichern und allgemein nutzbar zu machen. Die Zahl der Werke belief sich im Jahre 1840 auf 1500, welche zum weitaus grössten Theil in den übrigen Bibliotheken Roms fehlten. Ueber die Benutzung enthielten die Statuten von 1834 unter anderm die in Deutschland fast selbstverständliche, für Rom dagegen unerhörte Bestimmung, dass der grössere Theil der Bücher auch ausserhalb des Bibliotheks-lokals benutzt werden dürfe. Vielleicht hat nichts von allem was das Institut unternommen hat sich als ein so kräftiges Bindemittel aller gleichstrebenden Bewohner Roms, als eine so wirksame Förderung wissenschaftlicher Arbeiten und als ein so würdiges Mittel der Propaganda für das Institut bei Einheimischen und Fremden bewährt, wie die Bibliothek und ihre liberale Verwaltung. Selbst in den trübsten Zeiten der Anstalt, wo das Interesse an ihr fast ganz geschwunden war, hat die Bibliothek den festen Kern gebildet, um welchen sich allmählich die Ansätze neuen Lebens entwickelten.

Bei all dieser altgewohnten und neubegonnenen Thätigkeit des Instituts wollte sich nur der Zustand der Finanzen

---

* 1835 lasen Braun, Bunsen, Franz und Kellermann über römische Museen, römische und attische Topographie, etruskische Sprache; 1836 Bunsen und Karl Meyer über römische Topographie und Kunstmythologie; 1837 Bunsen, Gerhard und Lepsius über römische Topographie, bemalte Vasen und Hieroglyphen, nebst Einleitung in die Geschichte der ägyptischen Kunst; 1838 Lepsius und Karl Meyer über das hieroglyphische Alphabet, römische Topographie und römische Museen; 1839 Abeken, Braun und Canina über Geschichte der Kunst in Rom, römische Museen, und römische Topographie. Später sind die Vorlesungen in dieser Form nicht mehr gehalten worden. Im ganzen hatten sie dem Bibliotheksfonds eine Summe von 333 Louisd'or (beinahe 8000 Francs) eingebracht.

nicht bessern: ein trauriges Kapitel, welches man lieber übergehen möchte, wenn es ohne dasselbe möglich wäre die damaligen Bedrängnisse der Anstalt und die Opferwilligkeit ihrer Lenker völlig anschaulich zu machen. Wenn durch Tod und hie und da auch durch Austritt die Reihen der älteren Subscribenten sich zu lichten begannen, so hatten hier Gerhards Bemühungen Ersatz geschafft, und die Listen wiesen Ende 1833 sogar einen Absatz von 401 Exemplaren auf. Aber die rückständigen Zahlungen, welche allmählich eine sehr erhebliche Höhe erreicht hatten, blieben nach wie vor aus, vor allem der bedeutende englische Posten. Traten nun auch die Directionsmitglieder in der aufopferndsten Weise mit immer neuen eigenen Vorschüssen ein, so konnte dies doch nicht verhindern, dass in der römischen wie in der Pariser Kasse vollständige Ebbe herrschte. Und doch sollten die wenn auch noch so bescheidenen Gehalte ausgezahlt und vor allem die Publicationen fortgeführt werden. Wäre nicht bisweilen eine ausserordentliche Einnahme vorgekommen, wie in Folge der durch Gerhard vermittelten Bestellung von zehn vollständigen Exemplaren sämmtlicher Institutswerke für die russische Regierung (Sommer 1834), so wäre eine Fortführung der Arbeiten ganz unmöglich gewesen. Nothwendig bedurfte es durchgreifender Massregeln. Eine wiederholt zur Sprache gekommene zeitweilige Einschränkung der Publicationen, etwa auf das Bullettino, oder gar ein Beschränken auf die blosse Correspondenz war freilich statutarisch gestattet, aber praktisch undurchführbar, weil natürlich sogleich alle Subscribenten zurückgetreten wären. Die von Millingen vorgeschlagene Aenderung des Formats, so dass mit dem neuen Lustrum die Monumente und Annalen ein gleichmässiges Quartformat erhalten sollten, fand in der Direction lebhaften Widerspruch, und jedenfalls konnten die durch den Beginn einer neuen Serie etwa angelockten neuen Subscribenten keine ausreichende Abhilfe bringen. Alles was sich in dieser Richtung thun liess, war, sich streng an das Mass der übernommenen Verpflichtungen zu halten; namentlich waren die

Kosten des Druckes und der Kupfertafeln in Paris viel höher als in Rom, und stiegen von Jahr zu Jahr. Eine Centralisation aller Publicationen in Rom, unter Leitung eines tüchtigen, seine ganze Kraft einsetzenden, dafür aber auch angemessen besoldeten Redacteurs schien Gerhard der einzige Ausweg zu sein. Ebenso wichtig aber war eine gründliche Ordnung der rein geschäftlichen Angelegenheiten, damit nicht die Fortführung der Arbeiten immer von neuem gelähmt würde oder einmal ganz eingestellt werden müsste. Mit den buchhändlerischen Commissionären bestanden nicht einmal schriftliche Contracte, und ihre Menge erschwerte einen geordneten Betrieb. Daher wurden Verhandlungen mit Brockhaus in Leipzig angeknüpft, damit er den Vertrieb für ganz Deutschland übernehme und in festen Terminen Zahlung leiste. Aehnliches sollte in London geschehen, wo es aber bei Millingens Abwesenheit von England an einer festen Handhabe fehlte die gänzlich verfahrenen Verhältnisse wieder ins Geleise zu bringen. In Paris waren auch diese Angelegenheiten gut geordnet. Da Bunsen auf mehrere Monate nach Deutschland verreist war, so hatte Gerhard alle diese Geschäfte zu besorgen. Er widmete sich ihnen mit Aufopferung, ohne Rücksicht auf andere Arbeiten oder auf die Schwäche seiner Augen; stand doch sein Abschied von Rom für den Herbst bevor.

Zu diesen Bedrängnissen kamen neue Schwierigkeiten in Paris. Hier hatte Panofka bisher die Redactionsgeschäfte regelmässig besorgt, mit Hilfe de Wittes, welcher zu Anfang des Jahres 1833 zum Assistenten der Direction ernannt worden war. Nachdem dieser nunmehr drei Jahre lang aus Freundschaft für Panofka und aus wissenschaftlichem Eifer den grössten Theil seiner Musse diesen Geschäften geopfert und die Unannehmlichkeiten der herrschenden Verwirrung genügend gekostet hatte, war es nicht zu verwundern dass er seinen Austritt aus der Redaction für den Herbst ankündigte (15 März), um mehr Zeit für seine eigenen Studien zu gewinnen. Zu gleicher Zeit erkrankte aber Panofka, und die Krankheit nahm bald eine so ernste Wendung, dass Lenor-

mant, der ihm unter den Pariser Freunden besonders nahe stand, ihn im Juli nach Bonn brachte. Da nun de Witte im Sommer verreisen musste, so bedurfte es eines Stellvertreters. Dieser ward in Richard Lepsius gefunden, einem jungen Gelehrten, der seit einem Jahre in Paris seinen linguistischen Studien lebte. Von Gerhard an Panofka empfohlen, war er theils zu de Witte und bald auch zum Herzog von Luynes in nähere persönliche Beziehung, theils mit Kellermann und Bunsen in Correspondenz getreten. Mit jenem plante er ein *Corpus Inscriptionum Italicarum* nach paläographischen und sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten und hoffte für dies Unternehmen auf die Mitwirkung des Instituts; Bunsen hatte ihn, durch seine linguistischen und paläographischen Arbeiten aufmerksam gemacht, zum Studium der Hieroglyphen aufgefordert. Lepsius liess sich gern bereit finden für de Witte einzutreten. Er ward von diesem in die Geschäfte eingeführt, und besorgte auch wirklich in dessen Abwesenheit mit grossem Eifer den Druck der Annalen und die Correspondenz, bis über eine geschäftliche Frage zwischen beiden eine Meinungsverschiedenheit entstand, welche einen ernsteren Charakter annahm. Dies veranlasste Gerhard den Rückweg von Rom nach Berlin über Paris zu nehmen (September). Seiner Vermittelungsgabe und genauen Einsicht in alle Verhältnisse gelang es nicht allein jene Differenz auszugleichen, sondern er bewog auch de Witte, den er damals zuerst persönlich kennen lernte, für den Winter noch bei der Redaction auszuharren. Weiter benutzte er diese Gelegenheit, um mit Luynes, Millingen und de Witte die schwierige Lage des Instituts zu erörtern. Diesen schien durch Panofkas Absicht Paris ganz zu verlassen der Bestand des Institutes ernstlich in Frage gestellt zu sein; noch mehr Bedenken erhoben sie aber gegen ein anderes Project, von welchem sie soeben durch Panofka in Kenntniss gesetzt worden waren.

Bunsen hatte nämlich inzwischen auf seiner Rückreise nach Rom den kranken Panofka in Bonn aufgesucht und die gleichen Fragen mit ihm besprochen (Anfang August).

Auch Panofka sah die Zustände des Instituts in sehr trübem Lichte und hielt den Ruin wegen des steigenden Deficits und wegen der heillosen Geschäftsverwirrung für kaum abwendbar. Allenfalls, meinte er, könne man es so versuchen, dass das römische Institutspersonal sich an die dortige Bibliothek anschliesse und nur den Stoff für das Bullettino vorbereite; der Druck sämmtlicher Schriften solle in Paris erfolgen, und zwar in drei regelmässigen Lieferungen der Annalen mit je einem Anhange von ein paar Bogen Bullettino; alle Aufsätze sollten möglichst kurz sein, dafür aber die Abbildungen vermehrt werden; endlich müsse ein des Buchhandels kundiger Mann in Paris den geschäftlichen Theil übernehmen. Es versteht sich von selber, dass Bunsen, nachdem soeben das neue Statut die Anstalt für an Rom gebunden erklärt hatte, zu einer solchen Verlegung des Schwerpunktes von Rom nach Paris seine Zustimmung nicht geben konnte. Da nun Gerhards Abgang von Rom und Kellermanns Kränklichkeit die völlige Uebertragung aller Angelegenheiten dahin in der That erschwerten und andrerseits Panofka Paris mit Berlin zu vertauschen beabsichtigte, de Wittes Rücktritt nahe bevorstand und Lepsius sich zur Abreise von Paris nach Italien rüstete, so zog Bunsen aus alledem den Schluss, dass an die Stelle die bisher Paris eingenommen habe Berlin treten müsse, während Rom seine bisherige Stellung behalte. Die Statuten stellten ja die Wahl des Druckortes für jeden Jahrgang der Annalen in das Ermessen der Direction. In Berlin, hob Bunsen hervor, würden jetzt beide Sekretäre, welche bisher die Redaction geleitet hatten, beisammen sein; der Druck sei dort billiger als in Paris und bequemer als in Rom, die Versendung ohne Schwierigkeit zu regeln; Beiträge der deutschen Mitarbeiter würden leichter und pünktlicher zu erhalten sein; endlich dürfe man auch eher von der preussischen Regierung auf eine grössere Unterstützung hoffen. Panofka ging vollständig auf Bunsens Plan ein, gegen welchen aber Gerhard, als er noch in Rom durch Bunsen davon hörte, viele Bedenken geltend machte; worin ihn dann die entschiedene Abneigung

der Pariser Collegen gegen eine solche Neuerung noch bestärkte. Da es ihm gelungen war de Witte einstweilen wieder für die Redaction zu gewinnen, und da selbst Panofka zeitweilig in seinem Entschlusse, nicht nach Paris zurückzukehren, schwankend ward, so liess sich hoffen, dass Bunsens Plan ganz wegfällig werden und alles beim alten würde bleiben können. Allein im November kündigte de Witte von neuem seinen Entschluss an, im nächsten Mai seine Theilnahme an der Redaction definitiv niederzulegen, und bald darauf entschied sich auch der inzwischen wieder genesene Panofka für seine bleibende Niederlassung in Berlin, wo er im Januar 1835 wirklich eintraf. Da schien denn allerdings nichts übrig zu bleiben als es einmal mit dem Druck der Annalen in Berlin zu versuchen. Am 29 Januar 1835 gieng ein darauf bezüglicher Antrag Gerhards und Panofkas nach Rom ab.

Wie seltsam hatten sich doch die Dinge verkehrt! Während Gerhard, ursprünglich der eifrige Verfechter der Centralisation in Rom, durch den Zwang der Verhältnisse für den Druck in Berlin gewonnen war, erhob jetzt Bunsen, von dem dieser ganze Plan ausgegangen war, Bedenken und trat wieder für Rom ein. Beidemale lag der Grund vorzugsweise in dem unmittelbaren Einfluss welchen Rom auf den jeweilig dort Anwesenden ausübte, in der lebendigen Anschauung des unaufhörlich zufliessenden neuen Stoffes und des davon ausströmenden frischen Lebens, wie es eben nur die ewige Stadt bot und bieten konnte. Auch die Personalverhältnisse fand Bunsen günstig verändert. Seit Gerhards Abreise von Rom (1 September) führte Braun die Geschäfte, mit steigender Gewandtheit und mit immer weiterem Ueberblick über das archäologische Material. Auch durfte er sicher sein bei jeder schwierigen Frage von Gerhard, dem der Sache wie dem Namen nach dirigierenden Sekretär, mit welchem er einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhielt, Auskunft und Rath zu erhalten. Was etwa ihm vermöge seines Bildungsganges an philologischer Strenge fehlte, das konnte Kellermann ersetzen, der freilich das Prosekretariat

und die Redaction des Bullettino im Januar 1835 an Braun abtrat, um seine eigenen grossen Arbeiten energischer fördern zu können, aber deshalb von den Arbeiten des Instituts sich nicht zurückzog, bis er im Laufe des Sommers eine längere Reise nach dem Norden antrat. Eine andere philologische Kraft war Joh. Franz. Nach einer misslungenen politischen Thätigkeit in Griechenland, wo er den Namen Phrasikles führte, hatte er sich in Rom niedergelassen, und widmete sich mit grossem Eifer und Scharfsinn der griechischen Epigraphik. Bunsen war voll Bewunderung für seine Talente und beschäftigte ihn gern am Bullettino, für welches er theils die Sitzungsberichte machte, theils griechische Inschriften bearbeitete. Auch an den Vorlesungen dieses Winters nahm Franz neben Bunsen, Kellermann und Braun Theil, so dass Gerhard seine Glückwünsche zu der neuen «archäologischen Fakultät» übersandte. Ausserdem war damals Gust. Kramer, bereits seit 1833 in Rom mit philologischen, topographischen und archäologischen Studien beschäftigt, für das Institut thätig, dem er wenig später von seinen Reisen in Griechenland und Kleinasien dankenswerthe Berichte zusandte. Auch Urlichs war kürzlich in Rom eingetroffen, als Bunsens Hausgenosse, und widmete sich vorwiegend topographischen Studien, wie er denn geneigt war das einst von Gerhard begonnene topographische Urkundenbuch zu vollenden.

Schien somit ein frisches jugendliches Streben der Anstalt in Rom gesichert, so lag für Bunsen ein zweiter Grund zu Bedenken gegen den Druck der Annalen in Berlin in den ernsten Nachrichten, welche aus Paris einliefen. Die hier gleich anfangs hervorgetretene Verstimmung, als die Verlegung der Publication von Paris nach Berlin nur erst als möglich ins Auge gefasst worden war, hatte sich in eine tiefe Erregtheit verwandelt, sobald mit jenem Projecte Ernst gemacht ward. Luynes und de Witte liessen es in ihrer Correspondenz mit Gerhard und Panofka zunächst an Warnungen und Protesten nicht fehlen. Mit Recht machten sie geltend, dass in den letzten drei Jahren die Kosten der

Annalen und Monumente fast ganz aus den allein regelmässig einlaufenden Beiträgen der französischen Subscribenten gedeckt worden seien. Sie betrachteten daher Paris als den Centralpunkt des Instituts, und weissagten eine starke Abnahme, oder geradezu den Abfall aller französischen Subscribenten, sowie den Rücktritt sämmtlicher Mitarbeiter, wenn nicht der Druck der Annalen in Paris verbleibe. Die Berliner Collegen waren weit entfernt die grossen Verdienste der französischen Section und namentlich de Wittes aufopfernde Thätigkeit für das Institut zu verkennen, aber angesichts des bevorstehenden Rücktritts de Wittes und bei dem auch von Paris aus nicht geleugneten völligen Mangel einer andern zur Redaction bereiten und geeigneten dortigen Persönlichkeit hielten sie den Druck in Berlin für das einzig übrigbleibende Mittel die Annalen fortzusetzen und dadurch das Institut überhaupt vor der Auflösung zu bewahren. Demgemäss ersuchte Gerhard de Witte, die Vorbereitungen für den nächsten Jahrgang zu suspendieren (23 Dec. 1834). De Witte gieng sogleich darauf ein, und stellte in zuvorkommender Weise ein fast fertiges Monumentenheft Gerhard zur Verfügung (9 Januar 1835). Anders der leicht erregbare Herzog von Luynes. Er beantwortete den Beschluss der Berliner Collegen unter den lebhaftesten Vorwürfen mit der Erklärung seines Austrittes aus dem Institut, indem er die französische Section als durch jenen Beschluss aufgelöst betrachtete (8 Febr.). Panofkas Gegenvorstellungen gegen eine so weit gehende Folgerung aus dem blossen Wechsel des Druckortes verhallten wirkungslos. Sobald alle Geschäfte abgewickelt sein würden, kündigte auch de Witte seinen Rücktritt an. So beklagenswerth auch dies alles war, schliesslich blieb nichts übrig als die Liquidation für den Jahrgang 1834 einzuleiten. Dem Buchhändler Bourgeois-Maze ward die weitere Vertretung des Instituts in Frankreich übertragen.

So war es denn nach sechsjährigem Zusammenwirken zu einer anscheinend unheilbaren Spaltung gekommen. Die Verhandlungen waren bisher ausschliesslich zwischen der

französischen Section und den redigierenden Sekretären in Berlin geführt worden, die Direction in Rom hatte keinen Theil daran genommen. Dies gab Bunsen den Anlass, noch ehe der geschäftliche Abschluss der Angelegenheit vollzogen war, sich an den Herzog von Luynes mit der Bitte zu wenden, dass er ihm seine Ansicht und seinen Rath in Bezug auf die Verhältnisse des Instituts mittheilen möge (18 März). Luynes wusste in seiner Antwort (21 April) wenig Trost zu spenden. Er erinnerte an die alten Uebelstände der Finanzen, der Verwaltung, des buchhändlerischen Vertriebes. Der Hauptfehler beruhe in der doppelten Direction und Administration in Rom und Paris, welchen eine eigenmächtige Verlegung der Pariser Direction nach Berlin durch die beiden Sekretäre nur verschlimmern könne, da sämmtliche französischen Mitarbeiter entschlossen seien keine Beiträge mehr im Auslande drucken zu lassen, «aus der sehr natürlichen Besorgniss ihre Abhandlungen durch Setzer entstellt zu sehen, deren Fehler wenigstens ebenso schlimm sein würden wie die der römischen Drucker». Luynes gab dann einen Ueberblick über den jüngsten Briefwechsel zwischen Paris und Berlin, welcher ihn bewogen habe seine Stellung in der Direction mit derjenigen eines einfachen Subscribenten zu vertauschen. Einen Rath könne er unter diesen Verhältnissen nicht geben, «*ne trouvant dans le système administratif que des défauts irréparables*, *dans le passé*, *des dettes*, *et*, *pour le présent*, *une entreprise téméraire dont les tristes résultats me semblent certains. Si l'on imprime à Rome*, *les collaborateurs français se retirent; ils le font encore si l'on imprime à Berlin. Les affaires et la santé de nos collègues* [Gerhard und Panofka] *ne leur permettent pas de continuer plus longtemps à résider hors de leur pays; ici*, *personne ne prendrait leur charge comme ils ont eu le courage de le faire. Gratuite*, *elle serait trop allarmante pour la responsabilité d'un honnête homme*, *soldée*, *elle deviendrait trop attrayante pour un mercenaire ou un fripon*». Da nun Luynes die französische Section des Instituts für aufgelöst hielt, doch aber eine Fortsetzung der gemeinsamen Thätigkeit der französischen Col-

legen wünschte, so war er auf den Gedanken gekommen eine finanziell völlig unabhängige französische Section des Instituts zu bilden, welche ganz selbständig Publicationen in dem gleichen Format und nach dem gleichen Muster herausgeben solle wie «das Berliner Institut».

Dieses Project hatte Luynes auch nach Berlin mitgetheilt, indem er den dortigen Sekretären für ihre Publicationen einen Vorsprung von sechs Monaten einräumte. Gerhard und Panofka, welche schon seit einiger Zeit das Auftauchen einer Pariser Sonderpublication vorausgesehen hatten, empfanden lebhaft die Gefahr welche daraus dem ganzen Unternehmen drohte. Sie verglichen in ihrer Antwort (4 April) das neue Project mit dem Abfall einer Kolonie von der Mutterstadt. Einen endgiltigen Bescheid behielten sie sich aber vor, bis auch die römische Direction davon in Kenntniss gesetzt sein würde. Das war nun also geschehen. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen hatte Bunsen an demselben 21 April, wo Luynes an ihn schrieb und Gerhard mit den Archäologen und Kunstfreunden Berlins eine Palilienfeier hielt*, in der römischen Festversammlung die Vortheile dargelegt, welche Rom dem Institute biete, und die Gründe entwickelt, welche eine definitive Fixierung der Direction und aller Publicationen in dieser Hauptstadt des klassischen Alterthums erheischten. Damit war also auch die dritte Möglichkeit proclamiert; alle drei Städte, Rom, Paris und Berlin, hatten jetzt in der vielköpfigen und weitzerstreuten Direction ihre Vertreter. Nun kam Luynes Brief, welcher ebenso wohl ein Mitwirken der französischen Archäologen ausserhalb Paris, wie eine Leitung des gesammten Instituts in Paris auszuschliessen schien. Was war da zu thun?

Bunsen sah sich durch diese verzweifelte Sachlage veranlasst die Erwägungen, welche ihn bei seiner Rede geleitet

---

* Iason des Drachen Beute. Ein Programm des Archäologischen Instituts in Rom zur Feier des einundzwanzigsten Aprils. Von Ed. Gerhard. Berlin 1835.

hatten, in einer Denkschrift zu entwickeln, welche er am 6 Mai den römischen Directionsmitgliedern vorlegte und dann nach Berlin und Paris sandte. Nach einem Rückblick auf die Geschichte des Instituts und einem Ueberblick über die gegenwärtige Lage desselben begründet er seine Ueberzeugung, dass nur durch Concentration in Rom der Auflösung und dem Bankerott der Anstalt vorgebeugt werden könne, zunächst mit der Unmöglichkeit in Berlin drucken zu lassen, da die französische Section dann abfallen würde, da die Herstellung der Tafeln in Berlin schwierig sei, und da das Bullettino, die Bibliothek, die Sitzungen und die Vorlesungen auf alle Fälle von Rom unzertrennlich seien. Die von Luynes richtig betonten finanziellen Schwierigkeiten verlangen aber gebieterisch eine Beschränkung auf éinen Ort. Für die fernere Organisation in Rom macht nun Bunsen folgende Vorschläge. Er wünscht das Institut aus einer Anstalt zur Sammlung des jeweiligen neuen archäologischen Stoffes zu einem Centraldepot von Abbildungen und Beschreibungen sämmtlicher antiken Monumente, bekannter wie bisher unbekannter, zu erweitern, so dass diese Sammlung eine Art wissenschaftlichen Kataloges in grossem Stil, nach den Gattungen der Monumente geordnet und mit allen nöthigen litterarischen und sonstigen Angaben versehen, bilden würde. Aus diesem Schatze, dessen Umfang Bunsen auf fünfzig Foliobände anschlägt, soll das Institut den Stoff zu seinen Monumenten entnehmen, diese aber in den Annalen nur mit kurzen Erklärungen begleiten lassen, während im Anschluss an die jedesmaligen Denkmäler eine zweite Reihe von Artikeln nächstverwandte Abschnitte aus dem Katalog, durch weitere Abbildungen erläutert, bringen soll. Das Bullettino muss in erweiterter Gestalt nebenher gehen. Der Gedanke ist in der That grossartig und fruchtbar. Von unmittelbar praktischerer Bedeutung war aber der Vorschlag, die Leitung der gesammten Publicationen nicht mehr wie bisher entfernten Sekretären und deren römischen Stellvertretern, sondern ausschliesslich zwei in Rom ansässigen besoldeten Redacteuren zu übertragen, welche Mitglieder der

Direction sein und ihre ganze Zeit und Kraft dem Institut widmen sollen. Wo möglich hat der eine mehr den geschäftlichen, der andere mehr den wissenschaftlichen Theil zu übernehmen. Für ihre Gehalte und die Herstellung der Publicationen werden nach den neuesten Rechnungsabschlüssen die wirklichen Einnahmen genügen. Aus den noch immer rückständigen Posten und dem ferneren Verkauf älterer Jahrgänge der Institutswerke sollen zunächst die Vorschüsse der bisherigen Sekretäre erstattet, und sodann die Mittel für jenen grossen wissenschaftlichen Apparat gewonnen werden. Die auswärtigen Sectionen werden, sofern in ihnen die geeigneten Kräfte zur Direction und Mitarbeit vorhanden sind, in regelmässigen Terminen von Rom aus Monumententafeln zur Auswahl erhalten, so dass jede Section zu gleichen Theilen im Jahrgang vertreten sein kann, und müssen dann die Erklärungen der gewählten Tafeln einsenden, wenn sie es nicht etwa vorziehen, selbst andere Denkmäler zu bezeichnen und zu beschaffen. So, meinte Bunsen, würde sich ein friedliches und gedeihliches Zusammenwirken aller Theile des grossen Organismus verhoffen lassen.

Am 8 Mai gieng dieser Reformplan nach Berlin ab, und zwar als eine Art von Ultimatum der römischen Directionsmitglieder, dessen Schärfe dadurch gesteigert ward, dass im Laufe vorhergegangener Verhandlungen tiefgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen Bunsen und den beiden Berliner Sekretären sich geltend gemacht hatten. Obschon den letzteren bedeutende persönliche Opfer zugemuthet wurden, stimmten sie doch, um den Bestand der ganzen Anstalt in so kritischer Zeit nicht zu gefährden, in ihrer Antwort vom 5 Juni der vorgeschlagenen Berechnung ihrer Ansprüche zu, und erklärten, «sie würden nicht zögern ihre Stellung niederzulegen, sobald ihre Forderungen realisiert und ihnen würdige Nachfolger vorgeschlagen sein würden». Bei aller Anerkennung des grandiosen Planes protestierte aber Gerhard gegen die Anstellung zweier coordinierter Sekretäre, und empfahl die Beschränkung auf einen Sekretär und einen Assistenten als zugleich praktischer und sparsamer; er hatte

dabei zumeist Brauns Interesse im Auge. Uebrigens war der Druck des laufenden Annalenbandes schon so weit vorgeschritten, dass dieser natürlich in Berlin beendigt werden musste.

Luynes gegenüber betonte Bunsen in seinem Begleitschreiben (13 Mai) noch besonders die geringeren Herstellungskosten in Rom im Vergleich mit Paris, und glaubte für correcten Druck französischer Artikel einstehen zu können. Als redigierenden Sekretär wünschte er Panofka oder de Witte zu gewinnen, am liebsten beide; auch an Panofka und Braun neben einander dachte er. Luynes antwortete kühl (20 Juni). Er hielt Panofkas oder de Wittes Uebersiedelung nach Rom für ebenso undenkbar, wie die Einsendung französischer Artikel dorthin für unwahrscheinlich; er konnte daher an einen Erfolg von Bunsens Plan, so gut ihm auch manches darin gefalle, nicht glauben. Es hatte sich voraussehen lassen, dass Luynes den einmal eingenommenen Standpunkt nicht so leicht aufgeben würde. Sollte also die französische Section wiedergewonnen werden, so musste ein anderer Weg gefunden werden. Hier trat Gerhard hilfreich ein.

Eine Badekur in Scheveningen hatte Gerhard den Anlass geboten im Juli das nahe London aufzusuchen. Ueber den Schätzen des britischen Museums vergass er nicht die finanziellen Interessen des Instituts. Seine Besprechungen mit dem Commissionär ergaben ein trauriges Resultat, den Ausfall einer grossen Anzahl der englischen Subscriptionen, doch brachten sie wenigstens den Vortheil klarer Einsicht in die wirkliche Sachlage anstatt der bisherigen fictiven Rechnungen; wenn man für die Zukunft auf das Verbleiben der gleichen Anzahl von Abonnenten und auf eine geordnetere Verwaltung rechnen durfte, so blieb dem Institut immer noch eine ordentliche Jahreseinnahme gesichert, welche einen erheblichen Ueberschuss über die ordentlichen Ausgaben in Aussicht stellte. — Von London aus begab sich Gerhard nach Paris, um hier einen Versuch der Versöhnung zu machen. Luynes und Quatremère de Quincy waren auf dem Lande. Achttägige

Besprechungen mit den übrigen Mitgliedern der Section, Lajard, Lenormant, Letronne, Raoul-Rochette und de Witte, führten zu einer Einigung, welcher Gerhard die Form einer Note zur Mittheilung an die Centraldirection gab (1 August). Lenormant legte sie den Collegen vor, und Gerhard war ebenso überrascht wie erfreut, sie in seiner eigenen Fassung einstimmig gebilligt und von allen unterschrieben zurückzuerhalten. Danach verzichtete die französische Section auf alle Sonderpublicationen, wenn eine angemessene Fortführung der Institutsarbeiten auf einem der folgenden beiden Wege sich erreichen lasse. Entweder sollten, wie bisher, die Werke sei es in Rom sei es in Paris erscheinen, eine Verlegung der Annalen nach Berlin dagegen ausgeschlossen bleiben. Oder, wenn die finanzielle Lage der Anstalt dies nicht gestatten sollte, erklärten sich die Pariser Collegen mit jeder beliebigen Art der Veröffentlichung einverstanden, vorausgesetzt dass ein gewisser Theil der Publicationen in Paris unter Aufsicht und Verantwortlichkeit der französischen Section herausgegeben würde; über den anderen Theil solle dann den Collegen in Rom und Berlin die Verfügung zustehen. Die französische Section würde in diesem Falle ein Redactionscomité bestellen und an die Centraldirection keinen Anspruch auf Honorar für die Redaction erheben; das Comité würde sich nur mit der Direction über ein nicht überschreitbares Budget für die Pariser Publicationen zu verständigen haben und dann den bewilligten Betrag aus den Einzahlungen der französischen Subscribenten entnehmen. Die Zustimmung des abwesenden Herzogs von Luynes blieb vorbehalten; mache er Einwendungen, so sollte Gerhard sofort davon in Kenntniss gesetzt werden.

Bunsen war nicht im Zweifel, welcher von beiden Alternativen er den Vorzug geben sollte; die erste allein schien ihm mit seinem Grundgedanken vereinbar, das Institut als eine römische Anstalt zu befestigen. Er kam daher auf die Vorschläge seiner Denkschrift zurück und verlangte nunmehr die ausdrückliche Zustimmung der Berliner Sekretäre zu denselben, widrigenfalls er zum 1 November das General-

sekretariat niederlegen werde (29 Aug.). Panofkas Antwort liegt nicht vor. Gerhard konnte sich begreiflicherweise schwer in den Gedanken finden, durch diese neue Ordnung von aller directen Theilnahme an der Leitung einer Anstalt ausgeschlossen zu werden, welche er gegründet, welche er allmählich sich gewöhnt hatte völlig als einen Theil seiner selbst anzusehen, und welcher er, zum Nachtheil seiner äusseren Stellung und seiner eigenen Arbeiten, ohne alle pecuniäre Entschädigung, ja mit bedeutenden Opfern, die besten Jahre seines Lebens mit voller Hingebung gewidmet hatte. Indessen beschränkte er sich auf einen erneuten (auch später noch öfter wiederholten) Einspruch gegen die Gleichstellung beider Sekretäre (21 Sept.), während Bunsen deren Geschäftskreis für genügend abgegrenzt hielt um keine Collision befürchten zu lassen. Indem also letzterer Gerhards Antwort als eine vollständige Zusage auffasste und auch die Angelegenheit mit der französischen Section für geordnet hielt, begab er sich mit neubelebtem Eifer daran dem Institut eine ansehnlichere Stätte in Rom zu bereiten. In Zeiten so grosser finanzieller Bedrängniss, dass neun fertige Kupfertafeln aus Mangel an Geld nicht abgezogen werden konnten, fasste er den Plan für das Institut ein eigenes Gebäude zu errichten! Seine Energie schien sich das *where there is a will, there is a way* zur Richtschnur genommen zu haben. Ohne die Finanzen des Instituts irgendwie zu betheiligen, wusste er eine Summe von 8000 Francs zusammenzubringen, um im Anschluss an das von ihm gegründete protestantische Krankenhaus, die sog. *casa tarpea*, einen Bau herzustellen, welcher, so bescheiden er auch war, dennoch im Verhältniss zu den bisherigen Lokalitäten im Palast Caffarelli für glänzend gelten konnte. Das Titelblatt zum zweiten Bande der Monumenti gibt ein Bild desselben. Ein kleiner Hof, ringsum an den Mauern mit allerlei Inschriften und Sculpturfragmenten geschmückt, führte zu einer um ein paar Stufen erhöhten Vorhalle, in welcher Abgüsse von den Köpfen der Dioskuren von Monte Cavallo die Bestimmung des Gebäudes andeuteten. Den Giebel schmückte als Geschenk des Künstlers eine von

Em. Wolff componierte Gruppe in gebrannter Erde: Roma unter antiken Monumenten thronend, zwischen dem Tiberis und der Tarpeja, welche gegen die beiden Ecken hin gelagert sind. Das Innere nahm zum grössten Theil ein langer Saal ein, an dessen Wänden in Schränken die Bibliothek Platz fand. Einige Büsten schmückten den Saal, welcher zugleich für die Sitzungen diente. In ein paar kleineren Räumen waren das Archiv, der Apparat und die übrigen Sammlungen untergebracht. Der Bau war so rasch gefördert worden, dass er bereits am 26 Januar 1836 bezogen werden konnte. Indem das Gebäude dem benachbarten Hospital überwiesen ward und der hohe Protector auf Bunsens Ansuchen eine jährliche Summe von hundert Scudi gewährte, welche zur Abtragung des Gründungskapitals und als Miethzins für das Hospital diente, besass das Institut nunmehr ohne jedes eigene Opfer einen festen Sitz auf dem tarpeischen Felsen, welcher wohl geeignet war es in Bunsens Sinne als eine römische Anstalt gleichsam greifbar hinzustellen, und zugleich den Vortheil bot, dass die Institutsbeamten in dem anstossenden geräumigen Hause des Hospitals ihre Wohnung aufschlagen konnten. Zog auch diese Nachbarschaft dem Institutsgebäude wohl gelegentlich die Bezeichnung des *Ospedale delle Belle Arti* zu, so konnte man sich leicht darüber trösten. Vierzig Jahre lang hat dieser Saal das Institut beherbergt; für Viele ist sein Bild unzertrennlich geworden von der dankerfüllten Erinnerung an die Bibliothek, die Sitzungen, die Personen der Lenker und Lehrer, welche in diesem so unscheinbaren Musenort walteten.

Eine weitere Sorge Bunsens war darauf gerichtet die in seinem Organisationsplan vorgesehenen Stellen der beiden redigierenden Sekretäre möglichst gut zu besetzen. Schon im August knüpfte er deshalb Verhandlungen mit Panofka an, welcher den Hauptheil der wissenschaftlichen Leitung und der Correspondenz übernehmen sollte, während Braun alle Kassen- und Speditionsgeschäfte nebst einem bestimmten Antheil an Redaction und Correspondenz zufallen würden. Panofka, dessen Hoffnung auf eine Anstellung in Berlin

nicht in Erfüllung zu gehen schien, erklärte sich nach längeren Verhandlungen bereit, obschon ihm seine Gleichstellung mit Braun nicht ganz genehm war. Da er aber erst zum April oder Mai 1836 eintreten konnte, so ward mit dem Beginn dieses Jahres zunächst nur Braun, als Gerhards natürlicher und bereits bewährter Vertreter, zum redigierenden Sekretär ernannt, und der andere Posten provisorisch an Franz übertragen. Bald darauf gerieth Panofkas Entschluss wieder ins Schwanken. Endlich veranlasste ihn seine wenn auch noch so knapp dotierte Anstellung am Berliner Museum in Verbindung mit persönlichen Gründen, auf die Uebersiedelung nach Rom wenigstens einstweilen zu verzichten. Am 9 März zeigte er seinen Entschluss nach Rom an. Die Stelle eines zweiten Sekretärs blieb somit noch definitiv zu besetzen.

Endlich galt es für das Jahr 1836 die in Bunsens Denkschrift vorgeschlagene Vertheilung des zur Publication bestimmten Stoffes unter die drei Sectionen auszuführen. Bunsen hatte, trotz Gerhards Mahnung, seine Entscheidung für die erste Alternative des Pariser Abkommens vom 1 August vor. J. nicht sogleich nach Paris gemeldet, sondern auf die gegenwärtige Gelegenheit verspart. Da nun Luynes seinen Wiedereintritt als Sekretär der französischen Section noch nicht angezeigt, überhaupt seit Gerhards Anwesenheit in Paris nichts von sich hatte hören lassen, so übersandte Bunsen an Lenormant die vorgeschriebene Liste der zur Publication geeigneten Monumente zur Auswahl für die französischen Mitarbeiter (6 Jan. 1836). Als Antwort lief ein Brief von Luynes vom 19 Februar ein, welcher sich auf ein kurz zuvor (14 Febr.) an die Berliner Directionsmitglieder abgesandtes Schreiben bezog. Danach hatte sich die französische Section inzwischen vielmehr für die zweite der mit Gerhard vereinbarten Alternativen entschieden, mit einer scheinbar leichten Veränderung, welche jedoch in Wirklichkeit Luynes früheres Project von Sonderpublicationen im wesentlichen wieder aufnahm. Die französische Section einerseits und die italienische und deutsche Section andrerseits sollten jähr-

lich je einen Halbband der Annalen mit zugehörigen Monumententafeln publicieren, aber so dass je zwei französische Halbbände demnächst zu einem Bande vereinigt würden, und ebenso die beiden andern Halbbände. Auf diese Weise sollten also, neben der Gesammtreihe der Institutswerke, zwei davon ablösbare Serien Pariser, beziehungsweise römischer oder Berliner Annalen und Monumente entstehen, auf welche man auch gesondert würde subscribieren können. Die beiden Serien erschienen dadurch noch stärker gesondert, dass die Pariser Publicationen fortan ausschliesslich der französischen Sprache sich bedienen sollten; auch würde das Bullettino, auf welches die Franzosen von je her den Annalen gegenüber wenig Gewicht gelegt hatten, Rom allein verbleiben. Jede der beiden Sectionen sollte finanziell völlig unabhängig von der andern sein, und bei dem Austausch der Exemplare der Selbstkostenpreis berechnet werden. In dem Entwurf eines Manifestes ward die ganze Aenderung damit motiviert, dass «der Abgang Panofkas von Paris und die Uebersiedelung eines grossen Theiles der Direction nach Berlin es der französischen Section nicht mehr gestatteten ihre Arbeiten so wie bisher mit denen der anderen Sectionen zu vermischen». Als Redactionscomité nannten sich Quatremère de Quincy, Lajard, Lenormant, Letronne, Luynes, Raoul-Rochette und de Witte, von denen sich jeder zu je einem Beitrag für jeden Halbband verpflichtet hatte. In seinem Begleitbriefe bezeichnete Luynes diese Bedingungen für ein ferneres Zusammenwirken als unabänderlich; sollten sie abgelehnt werden, so würde für die Publicationen ein anderer, vom Institut absehender Titel gewählt werden müssen. Wenn übrigens die pecuniären Interessen der Direction etwa durch den Vorschlag verletzt sein sollten, so würde man denselben sogleich gerecht werden.

Gerhard war zwar mit diesem ganzen Projecte, welches zwei lose verbundene Publicationsgesellschaften an die Stelle des einen Institutes setzte, durchaus nicht einverstanden, fügte sich aber dem gestellten Ultimatum, indem er der blossen Möglichkeit einer Lostrennung der französischen

Publicationen weniger Bedeutung beimass. Er und Panofka erklärten sich daher für völlig einverstanden (22 Febr.), und baten auch Bunsen um seine Zustimmung. Dieser aber sah durch das Project nicht bloss die Einheit, sondern auch den Zweck und den ganzen Bestand des Institutes gefährdet. Der Zweck, auf dessen Erfüllung die Existenzberechtigung eben dieser Anstalt beruhte, war ja keineswegs bloss die jährliche Publication und Erklärung eines Dutzend Denkmäler, welche man in Paris ausschliesslich im Auge hatte, sondern die Ermittelung und Sammlung aller neu auftauchenden archäologischen Thatsachen; dieser sollten auch die Annalen und Monumente dienen, und für sie konnte nur Rom das Centrum sein. Um einen so umfassenden Zweck vollständig zu erreichen, bedurfte es des zahlreicheren und kostspieligeren Personals der römischen Direction, welcher die ganze Correspondenz und die Sorge für das Zusammenbringen der Nachrichten wie der Zeichnungen oblag, während für die blosse Redaction eines Bandes mit Abhandlungen und zugehörigen Tafeln, wie in Paris, allerdings ein geringerer Apparat genügte. Daher war es denn auch unstatthaft, durch Separatpublicationen den Hauptaufgaben die unentbehrlichen Mittel zu entziehen. Auf der anderen Seite konnte Bunsen nicht verkennen, welche Vortheile eine alternierende Publication für eine einfachere Geschäftsbehandlung und für die Musse der jeweilig feiernden Redacteure bieten würde. Er machte also folgenden Gegenvorschlag (15 März). Die Herausgabe der Annalen und Monumente soll künftig Jahr um Jahr zwischen Paris und Rom abwechseln. Zur Bestreitung ihrer Publicationen soll der französischen Section der Ertrag sämmtlicher Subscriptionen in Frankreich zu Gebote gestellt werden, obschon die Herstellungskosten in Rom bedeutend geringer sein würden. Dafür soll aber kein Separatverkauf der französischen Bände, sondern nur eine Gesammtsubscription wie bisher statthaft sein. Die finanziell nicht selbständige deutsche Section mag gelegentlich, etwa vorwiegend in lateinischer Sprache, die «Memorien» fortsetzen, soweit die Ueberschüsse in Rom hiezu die Mittel gewähren.

Dieser Vorschlag verband also die finanzielle und redactionelle Selbständigkeit der französischen Section mit der Wahrung der Einheit und der Gesammtaufgaben des Instituts.

Luynes Antwort vom 6 April brachte die willkommene Kunde, dass das französische Comité Bunsens Vorschläge angenommen habe, wenn auch wiederum mit einigen «leichten Aenderungen» sowohl in der Form der Herausgabe, wie in der finanziellen Ordnung. Statt jährlichen Wechsels der Publicationen kam das Comité auf die früher von ihm vorgeschlagene Einrichtung alternierender jährlicher Halbbände zurück; auch sollte die Vereinigung je zweier Halbbände der gleichen Section zu einem Gesammtbande aus dem früheren Vorschlag beibehalten werden. Die Concession bestand dagegen in dem Verzicht auf Separatsubscriptionen. Ferner erklärte Luynes, dass die französische Section im Interesse völliger finanzieller Selbständigkeit zu einigen pecuniären Opfern, speciell zur Uebernahme der höheren Pariser Stich- uud Druckkosten, bereit sei; sie erwarte nunmehr von der römischen Direction erstens die Hälfte der für Rom giltigen Herstellungskosten als jährlichen Beitrag, und zweitens die Ueberlassung sämmtlicher französischen Subscriptionen. Im übrigen erklärte sie ihre Uebereinstimmung mit Bunsens Project.

Die hier vorgeschlagene Regelung des Finanzpunktes stand nun aber in so völligem Widerspruch mit Bunsens Darlegungen und Vorschlägen, dass es begreiflich war, wenn dieser ein Missverständniss vermuthete, das sich leicht werde beseitigen lassen. Denn wenn die französische Section sich bereit erklärte die höheren Pariser Herstellungskosten als ein Opfer auf sich zu nehmen, so schien es Bunsen klar, dass sie sich danach mit dem für Rom giltigen Kostenbetrage begnügen wollte. Der 21 April stand nahe bevor. Von den seit einem Jahre bestehenden Schwierigkeiten war manches auch in weiteren Kreisen ruchbar geworden, und es erschien räthlich bei Gelegenheit der Festversammlung eine Beruhigung darüber zu gewähren. Es galt ja das neue

Institutslokal einzuweihen; Monsignor Mai und andere Prälaten, sowie verschiedene vornehme Herren und Damen hatten ihr Erscheinen zugesagt, offenbar eine Folge der nunmehr auch äusserlich sichtbar gewordenen unlöslichen Verbindung des Instituts mit dem Boden der ewigen Stadt. So war denn Bunsen sanguinisch genug die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu übersehen oder gering anzuschlagen, und nicht bloss die Neuordnung der gesammten Institutsverhältnisse, sondern auch die Einigung mit der französischen Section als glücklich erfolgt zu verkünden; ja er fühlte sich in der Ueberzeugung, dass die beiden von Luynes bezeichneten Forderungen als Alternative gemeint seien, so sicher, dass er nur die günstigere erste als Basis des getroffenen Abkommens glaubte hinstellen zu dürfen. In dem gleichen Sinne schrieb er zwei Tage später (23 April) an Luynes. Indem er von der neugesicherten Vereinigung mit den Pariser Collegen eine neue Aera für das Institut erhoffte, erklärte er es für undenkbar, dass das französische Comité wirklich sowohl sämmtliche französische Subscriptionen, wie die Hälfte des für Rom giltigen Herstellungspreises beanspruchen sollte. Wolle es sich, wie es den Anschein habe, mit der geringeren letzteren Summe begnügen, so sei das für die Direction natürlich doppelt erwünscht, doch sei diese nach wie vor bereit den Pariser Collegen den höheren Ertrag der französischen Subscriptionen zu überlassen.

Aus diesen Illusionen riss Bunsen sehr bald ein kurzer Brief des Herzogs von Luynes (19 Mai), in welchem dieser erklärte, dass selbst beide verlangten Summen zusammen die Herstellungskosten eines Halbbandes in Paris noch nicht deckten und die französische Section weitere Opfer nicht bringen könne. Er müsse daher eine formelle Zustimmung zu sämmtlichen Vorschlägen der Section verlangen. Bunsen konnte sich nicht anders denken als dass hier ein Rechnungsfehler vorliege. Denn die Abrechnungen der Pariser Redaction aus den letzten Jahren ergaben einen Durchschnittspreis, welcher nicht nur weit hinter der von Luynes beanspruchten, sondern auch noch ziemlich erheblich hinter

der von Bunsen selbst angebotenen Summe zurückblieb. Von Opfern konnte also bei dem Pariser Vorschlage gar keine Rede sein, ja auch der römische bot dem Comité eher Vortheile als Opfer. Indem Bunsen diese Berechnung der Erklärung des Herzogs entgegenstellte, glaubte er doch noch auf eine schliessliche Annahme seiner Vorschläge rechnen zu dürfen (16 Juni). Luynes begnügte sich in seiner Antwort (14 Juli) aus den Rechnungen des eben fertig gewordenen Halbbandes die Kosten desselben festzustellen. Uebrigens sehe sich das Pariser Comité durch alle diese lästigen Erörterungen und die dadurch entstehende Verzögerung aller Arbeiten, sowie ganz besonders durch die ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen der römischen Direction und den Berliner Sekretären, von denen ein Brief Panofkas Kunde gebe, so lange zu einem Abbruche aller Verhandlungen mit der Direction veranlasst, bis deren sämmtliche Mitglieder wieder einig seien. Das Pariser Comité gehöre ja garnicht zur Direction des archäologischen Instituts, mit welcher es nur auf einer neuen, von der Vergangenheit unabhängigen Basis habe zusammenarbeiten wollen. Jetzt zögen sie vor mit eigenen Publicationen hervorzutreten, welche sie unter dem Namen *Nouvelles Annales publiées par la section française de l'Institut Archéologique* erscheinen lassen würden.

Somit war das Schisma erklärt. Bunsen mochte wohl denken, dass seine Annahme eines Rechnungsfehlers denn doch so unrichtig nicht gewesen sei, denn die von Luynes angegebenen Kosten des Halbbandes beliefen sich in der That auf nicht viel über zwei Drittel der zwei Monate zuvor von Luynes berechneten Summe, und nur um wenige Francs höher als Bunsen selbst sie berechnet hatte. Diese geringfügige Differenz konnte den Bruch unmöglich herbeigeführt haben, und Luynes Brief gab ja selbst als entscheidenden Anlass Meinungsverschiedenheiten zwischen den römischen und den Berliner Directionsmitgliedern an. Diese bestanden in der That. Da nämlich Bunsen Gerhards etwas verclausulierte Zustimmungen zu seiner Reform allzu sanguinisch

als vollgiltig aufgefasst hatte, so hatte er in dem vom 24 Februar datierten *Avis préliminaire* zum Bullettino von 1836 angekündigt, dass das Institut sein Centrum fortan allein in Rom habe und seine Arbeiten dort durch zwei redigierende Sekretäre werde besorgen lassen, dass Gerhard als «Honorarsekretär» sich künftig auf die Mitarbeiterschaft an den Annalen und die Leitung der deutschen Section beschränken, und dass Panofka im Mai nach Rom kommen und nebst Braun als redigierender Sekretär eintreten werde. Die Nummer des Bullettino ward erst im März ausgegeben, erregte aber bei Gerhard und Panofka, denen diese Ankündigung völlig unerwartet kam, den lebhaftesten Protest. Sie waren der Meinung, dass eine so fundamentale, die Auflösung der bisherigen Direction in sich schliessende Aenderung nicht ohne Zustimmung aller ordentlichen Mitglieder der Direction hätte erfolgen dürfen. Auch vermisste Gerhard (31 März) die Erfüllung der beiden Bedingungen, an welche er in seinem Schreiben vom 5 Juni vor. J. seine Zustimmung zu Bunsens Reformplan geknüpft habe: Erledigung der ihm und Panofka zustehenden pecuniären Ansprüche, und Bestellung geeigneter und einander nicht coordinierter Vertreter. Auf ersterem Punkte glaubte er um Panofkas, auf dem zweiten um Brauns willen bestehen zu müssen. Noch durch manche Nebenumstände gekränkt, erklärte er geradezu, dass «das neue von Seiner Excellenz gegründete Institut» auf zu abweichenden Principien basiert sei um ihm eine Theilnahme zu gestatten, daher er auf den Titel eines Ehrensekretärs verzichten und Bemühungen zu Gunsten «der neuen Anstalt» in Deutschland dankend ablehnen müsse. Als seinen Stellvertreter im alten Institut bezeichnete er, dem Statute gemäss, Emil Braun.

Bunsen, der nur beim Jahresanfang öffentlich ausgesprochen zu haben glaubte was ihm als längst gebilligt galt, war durch diese Wendung nicht minder betroffen, als die Berliner durch seine Ankündigung. Der Hauptvorwurf, die Direction nicht befragt zu haben, wog in der That nicht sehr schwer. Der Herzog von Blacas und Millingen waren

niemals zu den Directionsverhandlungen zugezogen worden. Luynes war eben damals aus der Direction ausgeschieden. Statt Welckers, der die Leitung der deutschen Section nur dem Namen nach führte, konnten füglich Gerhard und Panofka, seit sie in Berlin waren, als Vertreter der Section gelten, und ihrer Zustimmung glaubte ja Bunsen sicher zu sein, wie die römischen Mitglieder wirklich zugestimmt hatten. Wenn es also Bunsen nicht schwer fallen konnte sein Verfahren in diesem Punkte zu rechtfertigen, so waren auch die übrigen Verschiedenheiten zwischen der neuen und der alten Ordnung nicht so gross, wie sie dem persönlich tief verletzten Gerhard erschienen, und in der Geldfrage hatte die gesammte Direction die Bürgschaft für Abtragung der Schuld übernommen. Da nun zu gleicher Zeit die schwierigen Verhandlungen mit Paris schwebten, nahm Bunsen die Hilfe eines gemeinsamen Freundes, Röstell, in Anspruch um Gerhards Zorn zu besänftigen. Auch Braun wandte sich vermittelnd an Gerhard, und beseitigte namentlich dessen in Brauns eigenem Interesse erhobenen Widerspruch gegen die Gleichstellung der beiden redigierenden Sekretäre. Eine Denkschrift der römischen Direction vom 6 Juni legte die Verhältnisse dar und ersuchte Gerhard und Panofka, ihre Theilnahme dem Institut nicht zu entziehen; Bunsen persönlich bat Gerhard nach Rom zu kommen, wo seines Bleibens doch nicht lange mehr sein werde, und selber das Generalsekretariat zu übernehmen. Ohne innerlich von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit der bunsenschen Massregeln überzeugt zu sein, fügte sich Gerhard im Interesse seiner geliebten Schöpfung, jetzt seines Schmerzenskindes (21 Juni), und verschob alles weitere auf seine für den Sommer beabsichtigte Reise nach Rom.

Während aller dieser Wirren, wo der Untergang des Instituts zeitweilig fast unvermeidlich schien, hatte Bunsen wenigstens die eine Genugthuung, dass die Römer sich seiner römischen Anstalt mit neuem Eifer anschlossen. Am 21 April konnte er nicht bloss den anwesenden Monsignor Mai, sondern auch die Cardinäle Pacca und Weld, sowie den

gelehrten Pater Secchi und den trefflichen Architekten Promis als neue Mitglieder des Institutes verkündigen. Auch hatte die französische Regierung der Bibliothek reiche neue Spenden überreichen lassen, Mai seine sämmtlichen Werke geschenkt, und was besonders erfreulich war, die päpstliche Akademie war durch Uebersendung eines vollständigen Exemplares ihrer Abhandlungen in freundliche Beziehungen zu der verwandten Anstalt getreten. Eine weitere Freude empfand Bunsen über die Ankunft von Lepsius, welcher in der Zwischenzeit eifrig die von Bunsen ihm empfohlenen ägyptischen Studien in Paris, Turin, Pisa verfolgt hatte. Da Franz bald darauf (Anfang Juni) sein provisorisches Amt niederlegte und auf Panofkas Kommen sich nicht mehr rechnen liess, so trat der mit den Institutsgeschäften ja schon von Paris her vertraute Lepsius im August als redigierender Sekretär ein, neben Braun, der sich des geschäftskundigen Collegen freute. Es war gerade die Zeit, wo der Bruch mit Paris erfolgte. Bunsen hatte in den letzten Monaten wiederholt daran gedacht ganz zurückzutreten; jetzt stand ihm der Entschluss fest in dieser Krise das Institut nicht zu verlassen. Die Gefahr belebte nur seine Spannkraft, und in gleichem Sinne wirkte er auf die jüngeren Genossen, denen sich um diese Zeit auch Wilh. Abeken, ein Schüler Gerhards und K. O. Müllers, anschloss. Schon am 10 August zeigte Bunsen, um der französischen Publication nicht den Vortritt zu lassen und dadurch etwa die Subscribenten für das laufende Jahr zu verlieren, das baldige Erscheinen des ersten Monumentenheftes für 1836 an. Ueberhaupt aber musste es unstatthaft erscheinen, dass die Publicationen des «archäologischen Comité in Paris», nachdem dieses ausdrücklich erklärt hatte der Direction des Institutes gar nicht mehr anzugehören, als Werke einer «französischen Section des archäologischen Institutes» bezeichnet würden, und dass durch den Titel *Nouvelles Annales* der Schein erweckt würde, als ob die Zeitschrift in ähnlicher Weise wie die älteren Annalen über die Fülle des Materials verfügte, welche eben nur Rom zu liefern im Stande war. Diesen zuerst von Panofka an-

geregten Protest musste Lepsius, als bisher unbetheiligtes Mitglied der Direction, dem Herzoge von Luynes übermitteln (23 August).

Kurz darauf kam Gerhard in Rom an, um den Winter dort zu bleiben. Wenige mündliche Erörterungen über die Differenzen genügten ihm und Bunsen um die Wolken zu zerstreuen, welche noch über dem Verhältniss lagerten, obschon Gerhard den tiefen Eindruck dieser «bittersten Erfahrung seines Geschäftslebens» noch viele Jahre später nicht völlig verwunden hatte. Zwei Aufgaben waren es nun vor allem, welche die wiedervereinten beiden Freunde beschäftigten, ein besseres Verhältniss zu den Pariser Archäologen anzubahnen, und die allgemeinen Angelegenheiten des Institutes endgiltig zu regeln. Ende September wandten sich beide brieflich an den Herzog von Luynes, Gerhard auch an de Witte und Millingen. Zunächst ward der Protest gegen den Titel der französischen Publication wiederholt, und angezeigt, dass dem nächsten Hefte der römischen Publicationen eine Erklärung beigegeben werden solle, welche gegenüber dem mittlerweile veröffentlichten Pariser Prospectus den Standpunkt des Institutes wahren werde. Sodann aber schlugen Bunsen und Gerhard vor, sich dahin zu einigen, dass künftig den regelmässigen zwei römischen Lieferungen oder Halbbänden eine dritte in Paris erscheinende Lieferung sich anschliessen solle, so dass also das Publicum gegen eine mässige Preiserhöhung den anderthalbfachen Stoff wie bisher alljährlich erhalten würde. Bei getrennter Redaction und getrennten Finanzen würde so doch eine Vereinigung der gesammten Publicationen stattfinden, die sich denn auch darin ausdrücken müsse, dass die Pariser Lieferungen nur an Subscribenten sämmtlicher Institutswerke abgegeben werden dürften. Gerhard appellierte in seinem Schreiben mit eindringlicher Wärme an seines erlauchten Freundes alte Anhänglichkeit an das Institut, dessen erste Grundlagen ja einst von ihnen beiden gelegt worden seien.

De Witte antwortete bald (19 Oct.) in durchaus versöhnlichem Sinne. Luynes beschränkte sich auf eine Ant-

wort an Lepsius (20 Oct.), welche den Einspruch gegen den gewählten Titel, der nur die Anhänglichkeit an das Institut und die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung bezeugen solle, beklagte, obschon er früher (14 Febr.) für den Fall einer Separatpublication ausdrücklich die Wahl eines vom Institut absehenden Titels in Aussicht gestellt hatte. Binnen kurzem versprach er die Entscheidung des Comité über die Vorschläge der römischen Direction, von denen er selbst sich freilich kaum einen günstigen Erfolg versprechen könne, mitzutheilen. Da diese Entscheidung ausblieb, musste die Direction doch noch, zugleich mit der Ausgabe eines Heftes der Monumente, ihre Erklärung veröffentlichen, dass Rom nach wie vor das Centrum des Institutes sei, die diesjährigen Publicationen sämmtlich in Rom erscheinen würden, und die Publication des Pariser Comité davon ganz unabhängig sei (5 Nov.). Es war eine gewagte, aber unvermeidliche Massregel. Zum Glück wirkte sie im Sinne der Einigung. Am 6 December erhielt die Direction ein von Raoul-Rochette entworfenes, aber von allen Mitgliedern unterzeichnetes Schreiben des Pariser Comité, in welchem dem Wunsch der Wiedervereinigung ein lebhafter Ausdruck gegeben und den letzten römischen Vorschlägen zugestimmt ward, mit Ausnahme des Verbotes die französischen Lieferungen auch gesondert zu verkaufen. Natürlich liess die römische Direction diese, in der That unbillige, Bedingung gern fallen. Am 17 December sandte sie ihre freudige Zustimmung nach Paris, welche in acht Artikeln eine Art von Concordat enthielt; bemerkenswerth ist darin um der Folgezeit willen die Bestimmung, welche für den Fall des Misslingens ein Zurückgehen auf halbjährlich alternierende Publicationen offen hielt. Der Friedensschluss ward dann öffentlich proclamiert durch ein Doppelmanifest beider Parteien vom 27 Dec. 1836 und 9 Jan. 1837, in welchem die Erweiterung der Institutspublicationen angezeigt und die neue Publication den bisherigen Subscribenten empfohlen ward. Auf Bunsens und Gerhards Ersuchen traten die früheren Mitglieder der Direction wieder in diese ein; nur fand das Comité es mit Luynes Stellung

als Sekretär des Comité nicht vereinbar, dass er auch das Sekretariat der französischen Section des Institutes wieder übernehme, vermuthlich aus Besorgniss vor einem möglichen Widerstreite beiderseitiger Interessen. Indem endlich Raoul-Rochette auf Gerhards Antrag an des kürzlich verstorbenen Sir Will. Gells Stelle zum Ehrenmitgliede der Direction ernannt ward, fand nicht nur seine Bemühung um den Friedensschluss darin ihre Anerkennung, sondern es ward auch der alte Gegensatz zwischen ihm und den «Hyperboreern» endlich zu Grabe getragen.

Auch über die Erledigung von Gerhards und Panofkas alten Ansprüchen kam es zu einem befriedigenden Abkommen, wesentlich dadurch, dass Gerhard auf den grösseren Theil seiner Forderung verzichtete. Dann erschien es noch wünschenswerth, den durch Bunsens Reformen nothwendig gewordenen Statutenänderungen eine bestimmte Form zu geben. Es setzte bei den Berathungen darüber noch manchen Kampf; nur mit Widerstreben fügten sich Gerhard und Panofka in die ihnen zugewiesene Rolle, der Thätigkeit des Institutes fortan nur aus der Ferne zu folgen und Arbeit wie Verantwortung ganz den römischen Sekretären abzutreten. Ihren Abschluss fanden die Verhandlungen in den Zusatzartikeln zu den Statuten vom 16 December, welche den Schluss des Bullettino von 1836 bilden. Danach sollte das Decemvirat der Direction aus den zehn Stiftern oder deren Nachfolgern bestehen. Die öffentlichen Vorlesungen, ebenso wie die Anfertigung des von Bunsen geplanten grossen wissenschaftlichen Katalogs wurden in die Reihe der regelmässigen Institutsunternehmungen aufgenommen. Die laufenden Arbeiten, namentlich die Redaction der Schriften, sollten fortan von zwei besoldeten und verantwortlichen redigierenden Sekretären besorgt werden; diese nebst dem Generalsekretär und den beiden «Gründer-Sekretären» (*segretarj fondatori*, Gerhard und Panofka), sofern diese in Rom wären, bildeten den Verwaltungsrath, der über alle wichtigeren Dinge, in Gemeinschaft mit dem Rechnungsführer auch über die Finanzen, zu beschliessen hatte. Dem Decemvirat vorbe-

halten blieben alle Entscheidungen von principieller Bedeutung und alle Ernennungen von Mitgliedern.

So waren alle Schwierigkeiten glücklich beseitigt und der Anstalt ihr neues, für immer in Roms Boden gesenktes Fundament nach Möglichkeit gesichert. Der Winckelmannstag sah auf Gerhards Einladung die Mitglieder und Freunde des Institutes in den geweihten Räumen der Villa Albani zu gemeinsamer Kunstbetrachtung, und dann beim Fackelschein zu einem festlich bewegten Gastmahl vereinigt. Noch einmal fasste Gerhard für das Bullettino in einer grossen allgemeinen Uebersicht, wie sie seitdem dort nicht mehr gegeben worden ist, die archäologischen Leistungen der letzten drei Jahre zusammen, und nahm damit Abschied von seinem Institute und von dem geliebten Lande, das ihm seit nunmehr zweimal sieben Jahren ein im Sinne des Psalmisten köstliches Leben geboten hatte, ein Leben voll Mühe und Arbeit, aber auch reich an wissenschaftlichen Erfolgen und innerlichem Lohn: dass Gerhard allgemein als der gründlichste Kenner der alten Kunstdenkmale und als der Führer des Archäologenchores anerkannt war, verdankte er seinen italienischen Wanderjahren, und nicht am wenigsten seiner capitolinischen Stiftung. Mit Beatrices Worten «*vengo di loco ove tornar desio*» schloss er seinen auch auf persönliche Verhältnisse eingehenden Bericht; mit Tacitus Ausspruch «*quis porro Italia relicta Germaniam peteret, nisi si patria sit?*» hatte er kurz zuvor den Titel seines ersten in und für Berlin geschriebenen Buches bezeichnet. Ehe er aber in die Heimat zurückkehrte, suchte er noch Griechenland auf, nachdem ein Abschiedsfest der römischen Genossen (14 März 1837) dem Scheidenden deren Dankbarkeit an den Tag gelegt hatte. Und während Bunsen am Palilientage auf dem tarpeischen Felsen mit besserem Grunde als ein Jahr zuvor den wiedergewonnenen Frieden und die neue Ordnung des Institutes verkündigte, wusste Gerhard in Athen als echter hyperboreischer Sendbote an der Stätte der platonischen Akademie Griechen und Philhellenen zu einem Feste zu vereinigen, durch welches die archäologischen Studien in

Griechenland einen neuen Anstoss erhielten, und das noch viele Jahre später bei den Festgenossen in dankbarer Erinnerung lebte.

* * *

Acht Jahre mühsamen Ringens um äusseren Bestand und innere Festigung, nicht ohne vielfache Hemmnisse und heftige Erschütterungen, die mehr als einmal mit Untergang drohten, hatte das Institut glücklich überstanden. In der wissenschaftlichen Welt war es ein Factor geworden, mit dem man rechnete. Allgemein, auch über die Kreise der Fachgenossen hinaus, wurden Stimmen der wärmsten Anerkennung laut, und K. O. Müller konnte schon 1835 die Gründung des Institutes als epochemachend für den raschen Umschwung archäologischer Notizen und Ideen bezeichnen. Aber in den Briefen der Lenker der Anstalt selbst war nur allzu oft die alte homerische Klage erschollen: «nimmer Gedeihn bringt Vielherrschaft»; war es doch zeitweilig zu drei getrennten und mit einander hadernden Heerlagern gekommen. Dass dieser Zustand nicht bloss aufhörte, sondern auch für die Folgezeit unmöglich ward, ist hauptsächlich das Verdienst Bunsens, dem dabei die Vermittlung und die versöhnliche Gesinnung der anderen, beruhend auf dem allen gemeinsamen Wunsch die Wissenschaft zu fördern, zur Seite stand. «Nur einer sei Herrscher!» Dieser Eine konnte nur Rom sein. «Unstäte Männer», hatte Gerhard einmal gesagt, «herumschweifende wie die apollinischen Hyperboreer des Alterthums, haben, einer den andern ablösend und ergänzend, dieses Unternehmen bisher geleitet.» Fortan sollte es, von jeder einzelnen Person gelöst, als eine selbständige, die Bürgschaft ungestörter Continuität in sich selber tragende Anstalt weiter wirken. Bunsens immer auf das Grosse und Allgemeine gerichteter Sinn hatte durch die unablässig von ihm betriebene und zuletzt glücklich durchgesetzte Centralisation der Institutsthätigkeit in Rom und durch die Beschaffung eines festen Domicils auf dem Capitol das Werk

gekrönt, dessen Grundlagen einst Gerhard gelegt hatte. Auch der Herzog von Luynes erkannte dies Verdienst sehr bald mit Wärme an; «Ihre Klugheit», schrieb er ihm nicht lange nach dem Friedensschluss (5 August 1837), «wird zu rechter Zeit alle Hindernisse überwunden haben, welche eine so nutzbringende wissenschaftliche Stiftung bedrohten». Luynes selbst, dessen leicht begreiflicher Wunsch den Schwerpunkt des Institutes von Rom nach Paris zu verlegen bisher manche Schwierigkeit verursacht hatte, war von jetzt an ohne Wanken jener treue Freund und Förderer, jener liberale Mäcen des Institutes, als welcher er im Andenken der jüngeren Generation lebt. Sein langjähriger Freund Guigniaut weiss uns von den Aufwallungen einer heftigen Natur zu berichten, gegen die der junge Herzog zu kämpfen hatte, und welche er schliesslich so vollständig besiegte, dass nur eine energische Willenskraft und eine warme herzliche Begeisterung neben dem Grundzug seines späteren Wesens, einem milden Ernst, übrig blieben. Man möchte glauben, dass in der bisher geschilderten Periode von Luynes Beziehungen zum Institut hie und da jene ursprüngliche Naturanlage durchgebrochen sei; fortan bestimmte sein Handeln allein die edle Festigkeit des gereiften Mannes. Das schwere Gewitter hatte klärend und reinigend gewirkt.

Panofka trat mit der Neuordnung des Institutes fast ganz von der Theilnahme an demselben zurück. Seine Redaction der Annalen in schweren Jahren bleibt ein grosses Verdienst, welches über den wachsenden Seltsamkeiten seiner späteren Schriften oftmals in unverdiente Vergessenheit gerathen ist; sie bildet neben den andern Arbeiten der Pariser Periode den werthvollsten Theil von Panofkas wissenschaftlicher Thätigkeit. Der unter besonders schwierigen Verhältnissen von ihm redigierte Berliner Band der Annalen (1835), zu grossem Theil von ihm selbst geschrieben, war seine letzte grössere Leistung für das Institut. Er war mit demselben nicht in gleicher Weise fest verwachsen wie Gerhard, der auch später sich, seine Person wie seine wissenschaftlichen Unternehmungen, ganz und gar mit den Tendenzen

und der Thätigkeit der von ihm gegründeten Anstalt identificierte. Wie ein Vater, dessen Sohn mündig gesprochen ist und in die Ferne zieht, es schwer empfindet dass er das geliebte Kind nicht mehr auf Schritt und Tritt seines gefahrvollen Weges soll leiten und behüten können, so ward es auch Gerhard nicht leicht seiner Schöpfung gegenüber die gleiche Resignation zu üben. Obschon er aus den Tagesarbeiten der Redaction ausgeschieden war und sich grundsätzlich von ihnen fern hielt, blieb es ihm doch ein Bedürfniss an den Tagessorgen theilzunehmen und rathend, mahnend, helfend der römischen Direction auch in der Ferne nahe zu sein. Diese unablässige Theilnahme richtete sich zumeist an Braun, seinen ergebenen Schüler und treuen Freund, einst seinen Stellvertreter, jetzt seinen Nachfolger. Nach mehr als zwanzig Jahren solchen Verkehrs konnte Gerhard dem eben dahingeschiedenen Freunde das ehrenvolle Zeugniss ausstellen, es bleibe sein bester Gewinn, einen so trefflichen Mann nach Rom geführt und dort eingebürgert zu haben.

III

Mit dem Beginn des Jahres 1837 trat, von allen Seiten anerkannt, die neue Verwaltung des Institutes ins Leben: zwei Consuln unter einem Dictator, wie man sich wohl scherzend ausdrückte. Vielleicht hatte niemand unter den Wirren der vorhergehenden Jahre schwerer gelitten als Braun. Ihn hatte Gerhard 1834 als seinen römischen Stellvertreter zurückgelassen, und als solcher war er verpflichtet sich an Gerhards Weisungen zu halten, was er auch aus voller Ueberzeugung und mit warmer Pietät durchführte. Bunsens Reformplan dagegen beseitigte diese Einwirkung Gerhards und unterstellte Braun als redigierenden Sekretär lediglich dem Generalsekretär. Es konnte nicht fehlen dass eine solche Zwitterstellung, schon an sich kaum haltbar, vollends zu den allerschwierigsten Verwickelungen führte, als der Gegensatz zwischen Rom und Berlin sich zum Kampfe zuspitzte und man zweifeln konnte, ob noch das alte Statut gelte oder bereits der neue Reformplan zu Recht bestehe. Für Braun war die Lage um so peinlicher und dornenvoller, als er in jenem Conflict innerlich auf Seiten Gerhards stand und Bunsens rasches Vorgehen missbilligte. Kein Wunder wenn auch er sich ernstlich darauf vorbereitete sein Amt niederzulegen. Dass es hierzu nicht kam, war die Folge von Lepsius Eintritt in die Stellung des zweiten redigierenden

Sekretärs an Franzens Statt, da Braun bald die Ueberzeugung gewann, dass er sich mit seinem neuen Genossen in allen Verhältnissen leicht würde verstehen und dass er auf ein wahrhaft collegiales Zusammenwirken würde rechnen können. Somit begab sich der neue capitolinische Dreiverein mit frischem Muth an die gemeinsame Arbeit.

Vor allen Dingen mussten die Publicationen wieder in ihren regelmässigen Gang gebracht werden, welcher unter den Streitigkeiten zwischen Rom und Paris gelitten hatte. Erst im Februar 1837 konnte die erste Lieferung der Annalen für 1836 ausgegeben werden, welcher sodann die weiteren Publicationen in kurzen Fristen folgten. Im ganzen nahm noch immer Etrurien die erste Stelle ein, jedoch begann L. Ross seine werthvollen Mittheilungen aus Griechenland, und Gerhard erstattete über seinen griechischen Ausflug einen übersichtlichen und inhaltsreichen Bericht. Canina und Secchi vertraten die einheimischen Gelehrten; Bunsen entwickelte neue Forschungen über das römische Forum, im Anschluss an eben jetzt vorgenommene Ausgrabungen; auch Künstler wie Martin Wagner betheiligten sich an den Arbeiten des Institutes, denen selbst streng philologische Gäste der ewigen Stadt wie Ritschl nicht fern blieben. Endlich hielt mit dem grossen Aufsatz über das hieroglyphische Alphabet, Lepsius erster grösserer Arbeit auf diesem Felde, die ägyptologische Einzelforschung ihren glänzenden Einzug in die Annalen. Diese rege Thätigkeit liess sich selbst durch innere wie äussere Hemmnisse nicht lähmen. Die Cholera wüthete damals in Rom und raffte viele Tausende dahin, darunter auch Kellermann (1 September), in welchem das Institut seinen eigenen Epigraphiker verlor. Die Finanznoth war grösser als jemals; die Gehalte der Sekretäre konnten Monate lang nicht gezahlt werden, der Druck gerieth zeitweilig ins Stocken, und mehr als einmal schien völlige Insolvenz unvermeidlich. Bunsen selbst war die ganze zweite Hälfte des Jahres in Deutschland, in schwierige Amtsgeschäfte verwickelt. Er konnte aber diesen Aufenthalt dazu benutzen um mit Brockhaus und Avenarius in Leipzig die schon vor

Jahren begonnenen Verhandlungen dem Abschluss nahe zu führen, wonach dieses grosse Haus den Vertrieb der Institutswerke in Deutschland und Frankreich übernahm und durch regelmässige Zahlungstermine dem Institut ein geordneteres Budget in Aussicht stellte. Und weiter gelang es Bunsen, vom preussischen Ministerium, dessen frühere Bewilligung bereits seit zwei Jahren abgelaufen war, einen jährlichen Zuschuss von 300 Thalern für die nächsten fünf Jahre (1838—1842) gegen Lieferung von sechs Exemplaren zu erwirken (10 März 1838). Damit liessen sich wenigstens einige der dringendsten Ausgaben bestreiten, und der Druck konnte wieder aufgenommen werden. Braun hatte inzwischen, zum erstenmal seit sechs Jahren, Rom auf einige Monate verlassen. Er hatte Oberitalien bereist, um die dortigen Museen kennen zu lernen und in den Bibliotheken seine litterarischen Kenntnisse zu ergänzen; er hatte Labus, Cavedoni und andere Gelehrte aufgesucht, überhaupt eifrig persönliche Verbindungen für das Institut angeknüpft oder neu belebt; vor allem hatte er vierzehn Tage in San Marino bei Borghesi zugebracht und dessen freundlich und reichlich gespendeten, numismatischen und epigraphischen Belehrungen gelauscht, auch mit ihm über die Mittel verhandelt, für Kellermanns Studien und Pläne einen Nachfolger am Institut zu gewinnen.

Nur allzu bald erhoben sich neue schwere Wolken drohend über dem Institut. In Folge der Händel zwischen der preussischen Regierung und dem Erzbischofe von Köln, welche zu der Gefangennahme des letzteren führten, war Bunsens Stellung in Rom unhaltbar geworden. Am 1 April 1838 ward er seinem Ansuchen gemäss abberufen, und am 29 April nahm er Abschied von seinem geliebten Capitol, das er nun seit einundzwanzig Jahren bewohnt hatte, und von seinen dortigen Stiftungen. Dem Institut hinterliess er, ausser der Büste Niebuhrs, als werthvolle Gabe etwa achtzig Bände über römische Topographie, welche zum Theil schon von Niebuhr herrührten und den Apparat für die «Beschreibung Roms» gebildet hatten. «Herz und Seele werden

nimmer vom Institut scheiden» hiess es in dem Begleitschreiben, mit welchem er zugleich von Braun und Lepsius Abschied nahm. Humboldt, Niebuhr, Bunsen — eine stolze Reihe preussischer Gesandten in Rom, wie sie nicht leicht ein anderer Staat aufzuweisen hat! Von ihnen allen gilt das geistreiche Wort, welches Ampère von Bunsen gebraucht hat: er sei der Vertreter nicht nur der preussischen Regierung bei dem päpstlichen Stuhl, sondern auch der deutschen Wissenschaft bei dem römischen Alterthum gewesen. Bunsen aber ist sein warmes und thatkräftiges Eintreten für die Archäologie und für das Institut nur um so höher anzurechnen, als nach dem Zeugniss seiner eigenen Gattin das Interesse für Topographie und antiquarische Gelehrsamkeit bei ihm doch nur in zweiter Linie stand, ja er sogar nur ungern seine Zeit Studien widmete, welche ihn von seinen umfangreichen Lieblingsplänen, seinen grossen historischen wie biblischen Arbeiten, abzogen. Dieser Umstand erklärt es denn auch, dass Bunsen seit seinem Scheiden von Rom, wenn auch nicht von der Leitung, so doch von der wissenschaftlichen Thätigkeit des Instituts vollständig zurücktrat.

Mit Bunsens Abgang war die Spannung zwischen der Curie und Preussen keineswegs beseitigt; im Gegentheil hatte alles was preussisch war und hiess noch längere Zeit hindurch in Rom einen schweren Stand. Auch das Institut, obschon durchaus keine preussische Staatsanstalt, musste es büssen dass es unter preussischem Schutz emporgeblüht war und allgemein in Rom «das preussische Institut» hiess. Eine Note des leidenschaftlichen Staatssekretärs Cardinal Lambruschini vom Juni hob neben anderen Beschwerdepunkten hervor, dass in Rom «auch ein sogenanntes archäologisches Institut sich zu bilden gewagt habe», ohne die päpstliche Genehmigung einzuholen. Es war nicht schwer, aus dem Verhalten der früheren päpstlichen Behörden, ja aus dem persönlichen Wohlwollen mit welchem Pius VIII selber die ersten Lieferungen der Institutswerke entgegengenommen hatte, nachzuweisen dass damals eine förmliche Genehmigung für einen blossen Privatverein nicht für erforderlich erachtet

worden sei. Da indessen der Geschäftsträger sich erbot nachträglich um die Genehmigung einzukommen, erwiderte der Cardinal, das sei nicht nöthig, dies genüge schon. Damit war wohl die dringendste Gefahr beseitigt, aber da die ungünstige Stimmung Lambruschinis notorisch fortdauerte, erschien es sehr gerathen sich noch anderweitig um eine Befestigung der bedrohten Position zu bemühen. Einen Anlass bot wenige Monate später der Besuch des russischen Grossfürsten Thronfolgers in Rom. Braun war von dem russischen Gesandten Potemkin eingeladen worden in seiner Begleitung dem Grossfürsten nach Florenz entgegenzureisen. Der letztere interessierte sich lebhaft für die alte wie die neue Kunst, und hatte in dem Bildhauer Launitz einen eigenen künstlerischen Beirath in seinem Gefolge. So gelang es denn Braun ohne grosse Schwierigkeit den Prinzen zu einem Besuche im Institute zu bewegen. Am 8 Januar 1839 ward ihm zu Ehren eine festliche Sitzung anberaumt. Die päpstlichen Behörden sorgten selbst dafür, dass der enge, steile und unansehnliche Zugang zum tarpeischen Felsen möglichst gut in Stand gesetzt ward, und der seit kurzem mit dem Purpur geschmückte Angelo Mai mochte es sich nicht versagen auch diesmal, wie am 21 April 1836, der Sitzung anzuwohnen, in welcher Kestner als stellvertretender Generalsekretär die Honneurs machte und Braun die wissenschaftlichen Zwecke und Leistungen der Anstalt darlegte. Das Ereigniss erregte Aufsehen, und half in der That für einige Zeit das Institut vor officiellen Angriffen zu sichern.

Von neuem lebte diese Frage auf, als am 17 Nov. 1839 der Herzog von Blacas in seinem freiwilligen Exil starb und das Institut in ihm seinen Präsidenten verlor. Namentlich Braun glaubte darauf dringen zu müssen, dass das erledigte Ehrenamt einer Persönlichkeit verliehen würde, welche dem Institut einen Rückhalt gegen manche private Missgunst und gegen die noch immer bei der Curie obwaltende Ungunst gewährte; hörte man doch, dass Lambruschini erst kürzlich wieder geäussert habe: «wir wollen die da oben schon kriegen!» Am erwünschtesten würde ein einflussreicher Italiener ge-

wesen sein, doch wollte sich keiner finden der dazu geeignet und geneigt gewesen wäre. Der Herzog von Luynes, welchen Bunsen und Gerhard als den Candidaten ihres Herzens bezeichneten und welchen wohl alle Mitglieder der Direction am liebsten an dieser Stelle gesehen hätten, entbehrte einer äusserlich sichtbaren und fühlbaren Auctorität beim Vatican. Anderen Candidaten standen andere Bedenken entgegen. Unter diesen Umständen fand der Vorschlag Borghesis die Zustimmung aller Directionsmitglieder, auch des Herzogs von Luynes, dass der damals allmächtige Staatsmann Fürst Metternich, seit Jahren schon Ehrenmitglied, um das Präsidium und dadurch um den Schutz des Institutes angegangen werden möge. Konnte Metternich, wenn er wollte, am meisten schaden, und hatte er sich bisher in der That wenig günstig gezeigt, so konnte er auch am meisten nützen, wenn es gelang ihn zur Annahme zu bewegen. Der hohe Protector selbst und Al. von Humboldt vereinigten von Berlin aus ihre Bitten mit denen der Direction (21 April 1840). Allein Metternich war über die römischen Verhältnisse zu gut unterrichtet um nicht zu wissen, dass man es ihm dort verdenken würde, wenn er für das «preussische Institut» einträte. Dem Kronprinz-Protector gegenüber bedauerte er, dass es «aus Versehen» versäumt worden sei die päpstliche Genehmigung einzuholen; der römischen Direction erklärte er seine freudige Bereitwilligkeit die ihm angetragene hohe Ehre zu übernehmen, sobald die Direction nur die nöthigen Schritte gethan haben würde um das Institut als von der päpstlichen Regierung nicht bloss geduldet, sondern auch gesetzlich anerkannt nachweisen zu können (23 Mai). Es fehlte nicht an solchen welche hiernach den Versuch für gescheitert ansahen, und Metternich selbst bezeichnete sich ironisch als *président en air*. Allein Braun gab die Sache keineswegs verloren. Er legte die früheren Beziehungen der Regierung zum Institute dar und wies auf die eifrige Betheiligung Pater Secchis und anderer Jesuiten, auf Cardinal Mais Theilnahme an den Sitzungen, auf die Subscription von Cardinälen und anderen Prälaten sowie von päpstlichen Bibliotheken

und Unterrichtsanstalten hin, um das internationale Unternehmen als im Kirchenstaat anerkannt und völlig unverfänglich hinzustellen. Wirksamer war es wohl dass der österreichische Gesandte Graf Lützow sich für das Institut verwandte, und vollends gab ein neues Schreiben des Protectors, nunmehr König Friedrich Wilhelms IV, den Ausschlag. Nach Jahresfrist, da mittlerweile auch die Spannung zwischen Berlin und Rom nachgelassen hatte, nahm Metternich die ihm dargebotene Würde an (29 Mai 1841). Sie ist ihm wenigstens keine schwere Bürde geworden. Denn abgesehen von seiner Theilnahme an einer Glückwunschadresse an den Protector nach dem Attentat vom 26 Juli 1844, hat er sich begnügt dem Institute den Schutz seines Namens zu gewähren. Bei Directionsbeschlüssen welche ihm vorgelegt werden mussten fand sehr bald der Statutenparagraph seine regelmässige Anwendung, dass vierzigtägiges Schweigen für Zustimmung gelte.

Neben diesen Bemühungen das Institut gegen Angriffe von aussen zu schützen, liefen andere Sorgen und Arbeiten her, veranlasst durch die pecuniären Bedrängnisse, welche durch den preussischen Zuschuss doch nur wenig gelindert wurden. Besseres liess sich erst von der neuen geschäftlichen Regelung verhoffen. Hier aber bereitete der bisherige Pariser Commissionär so ernste Schwierigkeiten, dass Kestner auf Brauns Betrieb im Juli 1838 Lepsius zur Ordnung dieser Verhältnisse nach Paris entsandte. Es ergaben sich dabei starke Unordnungen, welche nicht ohne Einwirkung auf die Zahl der französischen Subscribenten geblieben waren. Indessen gelang es Lepsius die Ueberführung der Geschäfte an den neuen Commissionär zu bewerkstelligen. Ein halbes Jahr später machte der bisherige Geschäftsführer Bankerott; obschon der Verlust rückständiger Zahlungen für das Institut empfindlich genug war, so war doch wenigstens der werthvolle Vorrath der Druckschriften des Instituts sicher geborgen. Eine viel mühevollere Arbeit erwartete Lepsius in England, wohin ihn der inzwischen dahin übergesiedelte Bunsen von Paris berief (August). Bunsen hatte sofort erkannt, dass

hier die Angelegenheiten des Institutes dermassen aus den Fugen gerathen waren, dass nur eine längere Mühwaltung mit ungetheilter Kraft retten konnte was sich überhaupt retten liess. So schwer auch auf Braun die alleinige Sorge für die römischen Geschäfte lastete, hier galt es doch der nächsten Noth zu steuern. Freilich liess sich nicht voraussehen, dass ein volles Jahr nöthig sein würde um zum Ziele zu gelangen. Es ergab sich, dass durch die Schuld der Commissionäre nicht nur der Bestand an Exemplaren der Werke in grösste Unordnung gerathen war, sondern dass auch die meisten Subscribenten seit Jahren, viele seit dem Jahre 1830, nichts mehr zugesandt erhalten hatten! So war denn freilich das Ausbleiben der englischen Zahlungen, der wahre Krebsschaden der bisherigen Institutsfinanzen, nur allzu einfach erklärt. Die meisten Abonnenten hatten demnach das Institut für längst aufgelöst gehalten; viele von ihnen ohne grossen Kummer, da ihr archäologisches Interesse mit der Heimkehr aus Italien verraucht war und anderen Liebhabereien Platz gemacht hatte. Die wenigsten waren vollends geneigt mit einem male so erhebliche Nachzahlungen zu leisten. Es kostete unsägliche Mühe nur zunächst die Rückstände jedes einzelnen Abonnenten festzustellen, und nur durch zahllose persönliche Rücksprachen und Briefe gelang es Lepsius, aus dem grossen Schiffbruch Einiges zu bergen, einen Theil der Subscribenten dem Institute zu erhalten und neue hinzuzuwerben. Eine Paliliensitzung im Saale der Kgl. Gesellschaft für Literatur (21 April 1839), in welcher Bunsen und Lepsius redeten, machte in London grosses Aufsehen und belebte das Interesse ehemaliger Romfahrer; wie weit sie auch obigem Zwecke zu statten kam, lässt sich nicht feststellen. Ein Plan Bunsens, jene Gesellschaft mit dem Institut in nähere Verbindung zu setzen, konnte nicht wohl gelingen. Ebenso scheiterte Lepsius Gedanke, ein Annalenheft in London herauszugeben, um Brauns Lasten zu erleichtern und den Engländern das Institut näher zu bringen, an dem Einspruch der römischen Direction. Dagegen ward in Sam. Birch ein Assistent der Direction gewonnen, der sich

freundlich bereit erklärte an Stelle des stets abwesenden Millingen die Geschäfte der englischen Section wahrzunehmen.

Lepsius Sendung nach Paris hatte noch den weiteren Zweck gehabt, die persönlichen Beziehungen mit der französischen Section wiederanzuknüpfen und Luynes, oder sonst etwa Letronne, zur Uebernahme des Sekretariats derselben zu bewegen. Hierfür lagen die Verhältnisse sehr günstig. Luynes war mit dem Fortgange der *Nouvelles Annales* höchst unzufrieden. Sie hatten nur etwa achtzig Subscribenten gefunden und verursachten also ein sehr bedeutendes Geldopfer; aber nicht weniger als über das mangelnde Interesse des Publikums war Luynes über die Schwierigkeit verstimmt die Mitarbeiter zu regelmässiger und pünktlicher Theilnahme zu bewegen. Die Hefte erschienen in Folge dessen immer lange nach dem Termin (dasjenige für 1838 erst im Jahre 1840, das Schlussheft mit der Jahreszahl 1839 sogar erst im Jahre 1845). Luynes war daher sehr geneigt auf den von Lepsius ihm gemachten Vorschlag einer Fusion mit Rom einzugehen, wie er selbst sie schon im Januar 1837, unmittelbar nach Beilegung des schweren Zwistes, im Sinne gehabt hatte. Sorgfältige Correctur der französischen Aufsätze und Stich der für diese bestimmten Tafeln in Paris waren seine einzigen Bedingungen; dafür machte er sich anheischig den Ueberschuss der Stichkosten über den Durchschnittssatz und die Transportkosten der Platten von Paris nach Rom selbst zu tragen. Auf diesen Grundlagen erfolgte bereits im August 1838 eine vorläufige Einigung. Ein Aufschub trat dann dadurch ein, dass Millingen auf seinen früheren Plan zurückkam, vom dritten Lustrum an sämmtliche Institutsschriften in einem gleichmässigen Quartformat erscheinen zu lassen, und dass Bunsen und Lepsius im Interesse der Gewinnung englischer Bücherfreunde und aus praktischen Gründen diesen Plan unterstützten. Allein in Rom, Paris und Berlin erklärten sich alle Directionsmitglieder dagegen; man wollte weder auf die Continuität der ganzen Reihe verzichten, noch das stattliche Folioformat für die Monumente daran geben. Weitere Besprechungen zwischen

Luynes und Lepsius, im December, führten zu einem neuen Abkommen, welches schon im Januar 1839 von dem französischen Comité gebilligt ward, aber erst am 7 November 1839 zum förmlichen Abschluss kam, als Bunsen auf der Durchreise von England auf seinen neuen Gesandtschaftsposten in Bern Paris besuchte. Danach giengen die *Nouvelles Annales* mit dem Jahre 1839 ein, und die regelmässigen Publicationen sollten von 1840 an in der bisherigen Weise in Rom herausgegeben werden, nur dass im Laufe von je zwei Jahren ein Halbband der Annalen mit zugehörigen Monumententafeln in Paris unter Leitung der französischen Section erscheinen würde. Hierfür hatte die römische Direction den Durchschnittspreis eines Halbbandes, nach den Jahren 1829—1839 berechnet, zu vergüten; etwanige höhere Herstellungskosten fielen der französischen Section zur Last. Luynes trat wieder als Sekretär der letzteren in die Direction, und de Witte, nunmehr als Ehrenmitglied der Direction, übernahm wie früher die Redaction der Pariser Halbbände. Nach diesem Abkommen erschienen wirklich das zweite Heft des Jahrganges 1841 und das erste von 1843 in Paris. Allein es trat dabei der Uebelstand hervor, dass der zweite Halbband um der fortlaufenden Paginierung willen immer auf den Abschluss des ersten warten musste, wodurch höchst unliebsame Verzögerungen entstanden. Eine Abhilfe trat beim Beginn des vierten Lustrums des Instituts ein. Wieder einmal, wie regelmässig bei solchem Anlass, tauchten Vorschläge für einen Formatwechsel auf, diesmal von Seiten Brauns, welcher sich von dem äusserlich kenntlichen Beginn einer neuen Serie auch neue Abonnenten versprach. Luynes blieb standhaft in seinem Widerspruch. Schliesslich führten die Verhandlungen zu einem Abkommen (Oktober 1844), demzufolge das alte Format beibehalten und ein jährlicher Wechsel der Publicationen zwischen Paris und Rom eingerichtet ward, dergestalt dass die Jahre mit ungleichen Zahlen auf Paris, die andern auf Rom fielen. So erschienen denn die Annalen und Monumente für 1845 und 1847 in Paris. Damit schien alles aufs beste geordnet.

Auch die römischen Verhältnisse erfuhren während dieser Zeit einen Wechsel. Nach Bunsens Abgang von Rom wäre es natürlich gewesen, wenn er das Generalsekretariat niedergelegt hätte, ebenso wie Gerhard und Panofka als dirigierende Sekretäre hatten zurücktreten müssen. In der That war dies auch Bunsens feste Absicht. Da es jedoch unmöglich schien ihn durch eine in Rom anwesende Persönlichkeit völlig zu ersetzen, erklärte er sich schliesslich bereit die Stellung auch in der Ferne beizubehalten, seine Thätigkeit wollte er jedoch auf wichtigere Fälle beschränken. Kestner übernahm als sein Stellvertreter (vom Jahre 1844 an mit dem Titel eines Vicepräsidenten) die äussere Repräsentation der Anstalt in Rom. Die laufenden Geschäfte fielen also ganz den beiden redigierenden Sekretären anheim. Von diesen schied aber Lepsius, theils aus Rücksicht auf die Finanzlage des Institutes, theils um seiner eigenen Arbeiten willen, zu Anfang des Jahres 1840 aus. Während seiner Abwesenheit hatte bereits W. Abeken als Unterbibliothekar Braun zur Seite gestanden; jetzt trat er in die Direction mit ein, jedoch nur als Assistent, wenn auch mit dem Namen eines zweiten Sekretärs, während Braun alleiniger redigierender Sekretär ward. Damit war also das einst von Gerhard angestrebte Ziel erreicht, die Leitung der römischen Geschäfte und die Verantwortlichkeit in einer Hand zu vereinigen: die nächsten sechzehn Jahre war Braun der wirkliche Lenker des Institutes. Seinen förmlichen Ausdruck fand dieser veränderte Sachverhalt, nachdem auch die Wiederbesetzung des Präsidiums gesichert war und Borghesi das Sekretariat der italienischen Section übernommen hatte, in den sogenannten Berner Artikeln vom 29 März 1841, einer Denkschrift Bunsens, welcher ein Antrag Gerhards zu Grunde lag. Braun erhielt dadurch die seinen Obliegenheiten in der That entsprechende Stellung eines dirigierenden Sekretärs, dem ein Assistent und ein Rechnungsführer beigegeben waren, Abeken und Lanci.

Noch ein anderer wichtiger Punkt ward in der Berner Denkschrift erörtert, eine definitive Besserung der Finanz-

lage des Institutes. Lepsius Bemühungen in England hatten mehr eine Klärung der dortigen Verhältnisse als eine bedeutende pecuniäre Hilfe zu Wege gebracht. Daher war bald die Noth wieder gross; Gerhard und Braun mussten fortwährend mit Vorschüssen aushelfen, und jede einlaufende Zahlung ward mit Jubel begrüsst. Da bestieg im Juni 1840 der Protector den preussischen Thron; sein reges Interesse für das Institut liess auf eine kräftigere Unterstützung hoffen. Ein Programm, von Braun verfasst, begrüsste ihn an seinem Huldigungsfeste*. Gerhard, welcher den nächsten Winter in Rom zubrachte, hauptsächlich um die Angelegenheiten des Institutes zu ordnen, begnügte sich nicht die vorhin besprochenen Organisationsmassregeln anzuregen, sondern bewog auch Bunsen, bei dem ihm persönlich so gewogenen Monarchen einen Antrag auf eine Subvention für das Institut zu stellen. Bunsens Antrag (Mai 1841) umfasste den Gehalt des Sekretärs und eine kleinere für Reisen, Zeichnungen und die Bibliothek bestimmte Summe als jährlichen Zuschuss, und ausserdem als einmaligen Posten einen mässigen eisernen Betriebsfonds, um stets die laufenden Bedürfnisse der Publication vorläufig bestreiten zu können. Während der Antrag noch die ersten Stadien geschäftsmässiger Behandlung durchlief, stieg die Noth in Rom. Als wahrer Retter erschien da ein Brief von Luynes (18 Juli 1841), der sich von Gerhard in liebenswürdigster Weise das Vergnügen ausbat die Kosten für das Pariser Heft (1841 Heft 2), ohne die vertragsmässige Vergütung von Rom, zu übernehmen und dadurch die Bedrängnisse der Direction, welche er im vorigen Sommer bei einem Besuche Roms kennen gelernt hatte, etwas zu erleichtern. Damit war wenigstens für die nächste Zukunft

---

* *Il laberinto di Porsenna comparato coi sepolcri di Poggio-Gaiella, pubblicati e dichiarati dall' Instituto di corrispondenza archeologica in occasione della festa pel natale e per l'avvenimento al trono avito di S. M. Federigo Guglielmo IV Rè di Prussia, protettore di esso Instituto, le Idi di Ottobre* 1840. fol. — Am 9 Dec. 1840 publicierte Gerhard eine neue *Notice sur l'Institut archéologique.* Rom.

geholfen. Die Noth der Gegenwart stieg deshalb nicht minder. Es war unmöglich den Druck der Annalen für das laufende Jahr zu beginnen, weil es an allen Geldmitteln fehlte, und doch hieng von der Pünktlichkeit der Publicationen die rechtzeitige Einziehung der Subscriptionsgelder ab. Obendrein stiess Bunsens Antrag im Finanzministerium auf unerwartete Schwierigkeiten, deren Beseitigung sich nur von Bunsens persönlicher Fürsprache erhoffen liess. Dessen Rückkehr von England, wo er im Auftrage des Königs verweilte, verzögerte sich aber von Monat zu Monat, und in Rom stand es gegen Ende des Jahres so verzweifelt, dass zwischen Braun und Gerhard das Schliessen des Institutes aufs allerernstlichste erwogen ward. Selbst sehr bedeutende Vorschüsse Gerhards steuerten nur der dringendsten Noth. Bunsens im December erfolgte Ernennung zum Gesandten in London, welche seine Rückkehr von neuem und auf lange hinausschob, veranlasste endlich Gerhard, so ungern er auch seit seiner «Suspension» in Directionsangelegenheiten eingriff, dem Könige den drohenden Bankerott vorzustellen und wenigstens um einen Vorschuss zu bitten (23 Dec.). Schon nach vierzehn Tagen hatte er die Genugthuung, dass durch eine Kabinetsordre vom 7 Januar 1842 eine einmalige Bewilligung von 1000 Thalern zur Abhilfe der augenblicklichen Bedrängniss und ein jährlicher Zuschuss von 800 Thalern für die nächsten sechs Jahre (1842/47) gewährt wurden. Letztere Summe ward nach einigen weiteren Verhandlungen zur Besoldung des dirigierenden Sekretärs bestimmt, dessen Bestätigung sich dafür in jedem Erledigungsfall der König vorbehielt.

Luynes Liberalität und die Huld des Protectors hatten die Existenz des Institutes in einem Zeitpunkte gerettet, der um so kritischer war, als die ursprünglichen Subscribenten mehr und mehr mit Tode abgiengen und wenig neuer Zuwachs sich zeigte. Von 334 Abonnenten im Jahre 1841 sank die Zahl in den nächsten Jahren unablässig, und betrug fünf Jahre später nicht einmal mehr zwei Drittel jener Summe; sogar das französische Ministerium hatte seine zehn Exem-

plare aufgegeben. Auch die ausserordentlichen Einnahmen durch Verkauf ganzer Folgen der Publicationen drohten zu versiegen, da vollständige Exemplare bereits selten zu werden anfiengen. Kein Wunder also wenn doch wieder neue Sorgen aufstiegen, da der Ertrag der Subscriptionen kaum hinreichte die Herstellung der Publicationen zu decken, für den Aufwand der Verwaltung aber nichts übrig liess. Es ward unvermeidlich nochmals die Gnade des Protectors in Anspruch zu nehmen, so schwierig es auch scheinen musste eine höhere Bewilligung für eine auswärtige Anstalt zu erwirken; «und eine preussische soll das Institut doch nicht werden» schrieb Gerhard an Braun (11 Jan. 1844). Wider Verhoffen fand der im Juli 1844 gestellte Antrag, dass auch der Gehalt des zweiten Sekretärs mit 540 Thalern von dem preussischen Staate übernommen werden möge, geneigtes Gehör und ward für die nächsten drei Jahre (1845/47) bewilligt, wiederum unter Vorbehalt der königlichen Bestätigung der jedesmaligen Wahl (17 März 1845). Es ist jedoch fraglich, ob selbst diese neue Munificenz und eine möglichst sparsame Verwaltung, wie sie in jenen Jahren streng durchgeführt ward, bei den stark verminderten Subscriptionen hingereicht haben würde um ohne Deficit auszukommen, wenn nicht der Herzog von Luynes von neuem in einen edlen Wetteifer mit dem königlichen Protector getreten wäre. Im April 1846 erklärte er sich bereit die vertragsmässig in jedem zweiten Jahre in Paris herzustellenden Publicationen, gleich so vielen anderen wissenschaftlichen Unternehmungen, ganz auf seine Kosten zu übernehmen, ohne dass er dem Redacteur eine Grenze seiner Liberalität bezeichnete. Erst hierdurch war das Institut aller finanziellen Sorgen überhoben, und die nächsten Jahre verflossen in dieser Hinsicht so ungestört wie bisher keine Periode seit der Gründung des Institutes. Es war eine sehr natürliche Bitte die Gerhard damals dem Herzoge aussprach, dem Saale des Institutes, welcher bereits mit den Büsten des Protectors und hervorragender Gelehrter, Gönner und Lenker der Anstalt geschmückt war, auch den Schmuck seiner Büste zu vergönnen. Allein

der bescheidene, allem Prunk und aller Ostentation abholde Mann, der in seinem Leben nur einen Orden, den auf Vorschlag der Berliner Akademie ihm verliehenen preussischen Orden *pour le mérite*, angenommen hat, lehnte eine solche Ehre als unverdient ab. Erst später hat das Institut Gelegenheit gefunden seinerseits diese Ehrenpflicht zu erfüllen.

* * *

Während die äusseren Verhältnisse und die materiellen Grundlagen des Institutes ganz allmählich und nicht ohne Hemmnisse sich befestigten, nahm die wissenschaftliche Thätigkeit desselben ihren regelmässigen Verlauf. Seit Lepsius Ausscheiden war Braun die bestimmende Persönlichkeit. Abeken, der ihm von 1839 an bis zu seinem frühen Tod (29 Jan. 1843) als Assistent treu zur Seite stand, war bei aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit, geschäftlichen Gewissenhaftigkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit doch nicht der Mann um sich neben Brauns genialer Natur geltend zu machen; Kränklichkeit unterbrach überdies nur allzu oft sein emsiges Wirken. Braun hatte die ersten fünf Jahre seines römischen Aufenthaltes, in einer von Gerhard und Bunsen abhängigen Stellung, ganz und gar der Thätigkeit für das Institut gewidmet. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er bemüht um die Correspondenz und den persönlichen Verkehr mit Sammlern Kunsthändlern und Mitarbeitern, um die Herbeischaffung der Manuscripte und der Zeichnungen, um Druck und Stich und Correcturen, um die Vorlesungen und die Sitzungen, um die Kasse, die Speditionen und alle andern äusseren Geschäfte. Abend für Abend berieth er mit Lanci über die eingelaufenen Beiträge oder die Rechnungen, oder über die besten Mittel den stets hier oder da auftauchenden Schwierigkeiten zu begegnen. Zu eigenen Arbeiten blieb ihm keine Zeit, kaum dass er der Pflicht genügen konnte allem neu zum Vorschein kommenden Material nachzugehen. Eben dies brachte ihn in den lebhaftesten Verkehr mit den Kunsthändlern; auch darin handelte er

ganz im Sinne und nach dem Beispiele Gerhards. Braun war nicht weniger als dieser, wenn auch in ganz anderer Art, geschickt sich in Lebensweise und Sinnesart seiner neuen Landsleute einzuleben. Die italienische Sprache war ihm, abgesehen von der sächsischen Färbung seines Dialektes, völlig zu eigen geworden, nicht bloss in ihrem Wortschatze, sondern auch in ihrem Stilgepräge und in der Neigung zu rhetorischem Schwunge: er dachte und empfand ebenso sehr als Italiener wie als Deutscher. Seine medicinischen Kenntnisse, welche er eifrig im Sinne der homöopathischen Schule verwerthete, brachten ihn in Berührung mit weiten Kreisen des Volkes, wo er wegen mancher gelungenen Kur als «der wohlthätige Magus vom Monte Caprino» verehrt ward. Sein ungemein vielseitiges Interesse und seine seltene Kenntniss des gesammten Denkmälerschatzes, in Verbindung mit seiner lebhaften und geistreichen Art die Kunst aufzufassen und sich darüber zu äussern, führten ihn leicht den italienischen Fachgenossen und Liebhabern näher, unter denen vor allen Canina und Campana zu nennen sind. An jenem bewunderte Braun ganz besonders die durch lange Beobachtung gewonnene Kenntniss antiker Technik und die leichte Combinationsgabe; es ist wesentlich Brauns Verdienst Caninas Theilnahme an den Arbeiten des Institutes wach erhalten zu haben. An Campana schätzte er die ausserordentliche Energie, mit der dieser leidenschaftliche Sammler seine weiten Schatzhäuser unaufhörlich von neuem zu füllen verstand. Diese Schätze bewundern, ja hier und da auch für die Wissenschaft verwerthen zu dürfen war eine Gunst des Besitzers, welche Braun nur mit wenigen Auserwählten theilte.

Die lebhaften Beziehungen, in welchen Braun zu den Italienern stand, kamen zunächst dem Bullettino und den Sitzungen des Institutes zu Statten. Aus allen Theilen Italiens liefen Nachrichten über Funde aller Art ein, und die Bullettini der vierziger Jahre bieten eine reiche Musterkarte von Notizen wie von Namen. Unter letzteren finden sich gar manche von Localforschern, deren Beisteuern deshalb nicht weniger willkommen waren weil ihr Name selten

weit über ihre Heimat hinaus bekannt war; im Gegentheil legten gerade solche Berichte aus abgelegenen Gegenden und unbedeutenden Orten doppelt erfreuliches und dankenswerthes Zeugniss für die Interessen ab, welche das Institut überall zu wecken verstanden hatte und als deren natürliches Organ es überall angesehen ward. Es konnte freilich nicht fehlen dass mancher Beitrag zum Abdruck ungeeignet erschien und, wie es in der höflichen von Gerhard überkommenen Terminologie des Institutes hiess, «den Schätzen des Archives einverleibt werden» musste; dass dagegen anderen «ingeniösen» Mittheilungen die Aufnahme nicht versagt werden konnte, um nicht den «verdienten» oder «unermüdlichen» Correspondenten zu verletzen. Aber auch wichtige Kunde kam nicht selten aus solcher Quelle. Um nur ein Beispiel zu nennen: auf diese Weise gelangte die Inschrift von Crecchio, das einzige Sprachdenkmal der alten Marruciner, an das Tageslicht und konnte in vollkommen zuverlässigem Texte veröffentlicht werden. Neben den Localgelehrten glänzten sodann die geachtetsten und leuchtendsten Namen der italienischen Archäologie, vor allen derjenige des grossen Epigraphikers von San Marino, dessen werthvolle Spenden nicht leicht irgend einem Jahrgange des Bullettino mangelten. Dazu kamen Avellino, Fiorelli und Minervini in Neapel, Cavallari in Sicilien, Vermiglioli in Perugia, Inghirami und Migliarini in Florenz, Cavedoni in Modena (unter den eifrigen vielleicht der eifrigste), Lopez in Parma, Orti di Manara in Verona; der in Rom selbst thätigen Mitglieder nicht zu gedenken. Einer so zahlreichen Schaar von Mitarbeitern entsprach die Menge neuer Funde. Namentlich in den ersten Jahren boten Südetrurien und die nächste Umgegend Roms viel reichen Stoff. Der epochemachenden Entdeckung des Grabes Regulini-Galassi in Caere mit seinem homerischen Goldschmuck folgten ergiebige Ausgrabungen in Tusculum, Veji, Alsium (von Seiten der Herzogin von Sermoneta), Vulci, und wiederum Caere. Unmittelbar vor der Porta Maggiore erstand das Grab des Bäckermeisters M. Vergilius Eurysaces aus langer Vergessenheit; die Vigna

Lozano-Argoli lieferte ausgezeichnete Sarkophage. Der Fund der Sophoklesstatue in Terracina gab den Anstoss zur Gründung des neuen lateranischen Museums, welches neben dem etruskischen Museum des Vaticans von dem thatkräftigen Eifer Papst Gregors XVI bleibendes Zeugniss ablegt. — Aber auch über Italiens Grenzen hinaus erstreckten sich die Verbindungen des Institutes; besonders aus Griechenland liefen theils durch gelegentliche Reisende, theils von dort ansässigen Gelehrten, fremden wie einheimischen, mannigfaltige Nachrichten ein, welche freilich das Bedürfniss einer fortlaufenden umfassenden Berichterstattung mehr augenscheinlich zu machen als ganz zu befriedigen geeignet waren. Die nördlichen Länder waren weniger vertreten, theils weil antiquarische Funde aus klassischer Vorzeit seltener vorfielen, theils weil einheimische Zeitschriften hier als die geeigneteren Organe der Mittheilung erscheinen mussten; fast nur de Witte sandte gelegentlich dergleichen Nachrichten ein. Im ganzen darf man sagen, dass das Bullettino in diesen Jahren, und zwar wesentlich durch den Eifer der italienischen Correspondenten und durch die Gewandtheit der Redactoren wie ihrer wissenschaftlichen Emissäre, seine ursprüngliche Bestimmung, ein Sammelpunkt für neue archäologische Entdeckungen zu sein, in hohem Grade erfüllte.

Ausser den Fundnotizen brachte das Bullettino auch die bald kürzeren bald ausführlicheren Berichte über die wöchentlichen Sitzungen des Institutes, welche in dieser Periode regelmässig mit einer Festversammlung zur Feier von Winckelmanns Geburtstag (9 December) eröffnet zu werden pflegten. Nur im Jahre 1843 gab die Anwesenheit Gerhards, der auf seiner Hochzeitsreise Rom auf wenige Wochen besuchte, Anlass zu einer ausserordentlichen Sitzung schon vor diesem Termin (27 Sept.), und die gleiche Ehre erwies Kestner zwei Jahre später den durchreisenden Gelehrten Lebas und Raoul-Rochette. In den früheren Jahren wurden die Zusammenkünfte meistens bis in den Juni fortgesetzt. Im Jahre 1845 sah sich Braun durch den ein wenig lebhaft gewordenen Charakter der Debatten veranlasst die

Sitzungen schon Anfang Mai zu schliessen. Im folgenden Jahre ward dann die bis heute giltige Regel festgestellt, dass mit der Festsitzung zum Gründungstage Roms und des Institutes (21 April) der Cyclus der Winterversammlungen endige. Der abnehmende Besuch beim Herannahen der heissen Monate, wo auch die winterlichen Gäste Rom zu verlassen pflegen, und die im allgemeinen merkliche Abnahme an verfügbaren neuen Monumenten liessen diese Massregel als völlig gerechtfertigt erscheinen. Die Verhandlungen schlossen sich meistens an einzelne Denkmäler, sei es Kunstwerke sei es Inschriften, an, welche womöglich im Original der Versammlung vorgelegt wurden. Die Menge der solchergestalt ausgestellten Denkmäler war sehr gross, sie belief sich im Laufe eines Winters oft auf mehrere Hunderte. Jeder Theilnehmer hatte das Recht dergleichen mitzubringen und zu besprechen, und mit Dank ward der Eifer begrüsst, mit welchem viele Einheimische und Fremde von diesem Rechte Gebrauch machten. Namentlich war dies von Seiten mancher Kunsthändler der Fall, aber auch Liebhaber, wie Kestner, der Reisende Steuart, der General Ramsay, hielten mit gewählten Stücken ihrer Sammlungen nicht zurück. Fehlte es daran, so war es die Pflicht der Sekretäre für die nöthigen Vorlagen zu sorgen. Die Verhandlungen fanden der Regel nach in freier Rede Statt. Den Mittheilungen des Proponenten schloss sich gewöhnlich eine lebhafte Debatte an; auch kam es wohl vor, dass in der nächsten Sitzung diese von neuem aufgenommen ward. Hie und da fehlte es den Debatten nicht an einiger Erregung, so dass wohl auch der Versuch gemacht ward das Lesen von Abhandlungen an die Stelle freier Erörterung zu setzen; ohne Erfolg, da die Abhandlungen nur um so ergiebigeren Stoff zu lebhaften Zwiegesprächen boten. Im ganzen dienten übrigens dergleichen Episoden zu wohlthätiger Belebung der Verhandlungen, welche sonst Gefahr liefen allzu eintönig zu werden; auch boten sie ein Gegengewicht gegen manchen seichten Dilettantismus, der sich bei dem System freiwilliger Vorlage von Monumenten nicht immer ganz vermeiden liess.

Einmal führte ein Vortrag zu einer Schwierigkeit mit der Censur. Braun hatte in der Winckelmannssitzung 1844 das berühmte Relief mit der Apotheose Homers besprochen und den Namen einer der allegorischen Figuren, Pistis, mit *Fede* (Glaube) wiedergegeben, ja sogar den auf die «Weisheit» sich stützenden «Glauben» dem Aberglauben entgegengestellt. Dies erschien dem geistlichen Censor denn doch allzu verfänglich, und er wollte sich nicht überzeugen lassen dass von einem heidnischen Monumente die Rede sei. Zum erstenmal seit fünfzehn Jahren versagte er die Druckerlaubniss: die Rede musste in Florenz gedruckt und als besonderes Supplement ausgegeben werden. Durch Secchis Vermittelung ward der Friede bald wieder hergestellt. Erst nach vielen Jahren kam wieder etwas ähnliches vor. In den Annalen für 1857 musste eine *epifania* des Dionysos und der Kora wegen des Anklanges an das Fest der heiligen drei Könige in eine *teofania* verwandelt werden; und gleich darauf verbot der Censor plötzlich die Göttin Venus nicht bloss in ihrer ganzen Schönheit abzubilden, sondern sie auch nur beim Namen zu nennen! «Wir müssen einen Reifrock für sie bereit halten» meinte Gerhard. Aber auch die wohlklingendsten Umschreibungen der *dea pafia*, *Ciprigna* u. s. w. genügten dem gestrengen Padre Maestro nicht. Es half nichts als die Schönheitsgöttin auf ein Jahr ins Exil zu schicken, und erst im folgenden Jahrgange schlich sie sich zuerst schüchtern als *Afrodite*, dann auch als *Venere* wieder ein. Nicht besser als der Göttin sollte es einige Jahre später ihrer sterblichen Nebenbuhlerin, der schönen Helena ergehen, bis sich ein Cardinal für die Tochter Ledas verwandte und den frommen Eifer des Padre Maestro zu beschwichtigen wusste. — Noch ein anderer Zwischenfall verdient Erwähnung, wo sich an eine Erörterung in einer Sitzung ein Streit ausserhalb des Institutes anknüpfte, welcher zuerst litterarisch, endlich sogar vor dem Notar geführt ward. Pater Secchi hatte am 5 Mai 1843 einen von Braun dem kircherschen Museum überlassenen höchst seltenen und merkwürdigen altrömischen Kupferbarren (sog. Quinipondium) zur Stelle

gebracht, welchen der neapolitanische Museumsbeamte und Kunsthändler Raff. Gargiulo bestimmte Gründe hatte für unecht zu erklären, ja welchen er selbst mit der teuschenden Patina versehen zu haben behauptete; während alle Anwesenden, und nachträglich auch der römische Kunsthändler Capranesi, sich für die Echtheit aussprachen. Gargiulo antwortete in einer leidenschaftlichen Flugschrift. Capranesi blieb die Antwort nicht schuldig, aber schlagender war ein Versuch welcher am 17 Januar 1844 unter Aufsicht von Sachverständigen vor einem Notar angestellt ward. Vierundzwanzig Stunden lang ward die Münze in Alkohol gelegt und schliesslich sogar einer Probe mit Salpetersäure ausgesetzt: unverletzt gieng sie daraus hervor.

An den beiden Festtagen des Institutes pflegte Kestner als der oberste Repräsentant desselben in Rom die Anwesenden mit einer kurzen Ansprache zu begrüssen. Sodann nahmen gewöhnlich die Sekretäre das Wort, in den ersten Jahren Braun und Abeken, später Braun und Wilh. Henzen. Letzterer, in Bonn und Berlin ausgebildet, war zuerst im Herbst 1841 nach Rom gekommen und, nachdem er seinen Lehrer Welcker auf dessen griechischer Reise begleitet hatte, im August 1842 dorthin zurückgekehrt. Da Abeken einige Monate vorher nach Deutschland gereist war und durch Krankheit und die Drucklegung seines trefflichen Buches über Mittelitalien (1843) dort zurückgehalten ward, übernahm Henzen auf Brauns Bitte dessen Vertretung und bewährte sich darin als so eifrig, gewissenhaft und tüchtig, dass Braun nach Abekens Tode zu Anfang des nächsten Jahres ohne Besinnen Henzen zu dessen Nachfolger vorschlug. Ein Gedanke Panofkas, nach Rom überzusiedeln und von neuem als Sekretär einzutreten, ward bald wieder aufgegeben, und Brauns Vorschlag fand die Zustimmung der Direction. In Henzen war in der That dem Institut eine Kraft gewonnen, welche sich auch in den schwersten Zeiten als dessen festeste Stütze erweisen sollte. Während es ihm gelang die Regelmässigkeit der römischen Publicationen und die strenge Ordnung der Geschäfte zu sichern, führte er sich auf antiqua-

rischem Gebiete sofort glänzend ein durch eine Schrift über das borghesische Gladiatorenmosaik, oder vielmehr über das ganze Gladiatorenwesen, mit welcher er den von der päpstlichen Akademie ausgesetzten Preis gewann (1843). Auch für das Institut war er zuerst mit archäologisch-antiquarischen Arbeiten beschäftigt, bis er sich den epigraphischen Studien zuwandte, in denen er bald seinen eigentlichen Lebensberuf fand. Seitdem ist die Epigraphik in den Sitzungen wie in den Schriften des Instituts ebenbürtig neben die Archäologie getreten. Ist auch das Band, welches beide Disciplinen unter der Firma einer «monumentalen Philologie» umschlingt, nur ein sehr loses, da die Archäologie es mit Erzeugnissen des antiken Kunstsinnes, die Epigraphik mit sprachlichen Denkmälern zu thun hat, so vereinigen sich doch beide Disciplinen in dem Bestreben die realen Seiten der antiken Kultur zu lebendiger Anschauung zu bringen. Im Institut vertreten Archäologie und Epigraphik gewissermassen zwei Klassen einer Akademie, für die Beschaffung des Materials auf die Unterstützung der gleichen Correspondenten und Sammler angewiesen, wenn auch die Bearbeitung verschiedenen Personen anheimzufallen pflegt. In diesem Sinne war auch die Epigraphik von Anfang an in das Programm des Instituts aufgenommen worden.

Ausser den Beamten der Anstalt nahmen an den Verhandlungen noch viele andere Mitglieder lebhaften Antheil. Hier überwogen natürlich die in Rom ansässigen Mitglieder. In den früheren Jahren pflegte der Vorsteher der capitolinischen Sammlungen, der Marchese Melchiorri, an den festlichen Sitzungen sich mit einem Vortrage zu betheiligen, in späterer Zeit der gelehrte Jesuitenpater Secchi; Capranesi und Canina traten mehrfach bei gleicher Gelegenheit auf, seltener Campana, Matranga, und nach der Thronbesteigung Pius IX der aus dem Exil zurückgekehrte Orioli, einer der ältesten Freunde des Instituts. Alle diese, und noch manche andere römische Gelehrte, wie Gennarelli und die Gebrüder Lanci, betheiligten sich auch an den gewöhnlichen Wochensitzungen. Auch andere Italiener, welche Rom vorüber-

gehend besuchten, giengen nicht leicht am Institut vorüber; wie denn z. B. am Winckelmannstage 1846 der seit lange um die Anstalt hochverdiente Fürst Sangiorgio Spinelli aus Neapel zu den Festrednern gehörte. Zahlreicher waren die angesehenen Gäste, welche aus den Ländern jenseits der Alpen sich einfanden. Der Herzog von Luynes besuchte mehrmals Rom, wenn auch meistens nur kurz und in der ungünstigen Sommerzeit. Auch de Witte befestigte in wiederholten Besuchen die collegialen Beziehungen zwischen Paris und Rom. Im Jahre 1846 erfreute Sir Charles Fellows die Theilnehmer des Institutes durch die Zeichnungen der grossartigen Monumente Lykiens, deren Besitz es ihm gelungen war für das britische Museum zu sichern.

Ganz besonders zahlreich war die Reihe hervorragender deutscher Gelehrten, welche einen oder mehrere Winter in Rom zubrachten und in dem Institut den Mittelpunkt ihrer dortigen Studien fanden. Den Reigen eröffnete im Herbst 1839 K. O. Müller, der von einem ganzen Stabe jüngerer Gelehrten umgeben ein Vierteljahr dort zubrachte. Erst spät war er, der in seinen Werken das ganze Gebiet der Archäologie umspannt hatte, zur ersehnten Anschauung des klassischen Südens gelangt: wer konnte ahnen, dass auf dieser Reise so bald der sengende Strahl seines delphischen Gottes ihn tödtlich treffen würde? Am 9 December 1839 sprach er im Institut über die Lage des Comitium: acht Monate später hatte er seine letzte Ruhestätte auf dem Felshügel des attischen Kolonos gefunden. Die persönlichen Verbindungen des Instituts und dessen Bibliothek bewiesen Müller deutlich den Nutzen einer Anstalt, deren Lob er schon vorher aus der Ferne verkündigt hatte. Zu gleicher Zeit waren der feinsinnige Verfasser des «vaticanischen Apollo», Anselm Feuerbach aus Freiburg, und der eifrige Roulez aus Gent, ein Schüler Creuzers, in Rom; W. A. Becker aus Leipzig und Göttling aus Jena folgten bald nach. Der nächste Winter sah Gerhard wieder auf dem Capitol, die folgenden beiden Welcker, welcher seit 1808 Rom nicht wieder besucht hatte. Als Sekretär der deutschen Section

hatte Welcker der Direction des Instituts von Anbeginn angehört, aber an den Arbeiten desselben hatte er wenig Antheil genommen. Nicht durch seine Schuld; denn Bunsen und Panofka fühlten sich von seinen Forschungen wenig angesprochen und hatten es versäumt ihn zu regerer Theilnahme heranzuziehen, während Gerhard und Luynes in ihm den geistvollsten Interpreten antiker Kunst erblickten; daher denn auch die ersten grösseren Beiträge Welckers in den französischen Annalenheften erschienen. Jetzt kam er zu längerem Verweilen nach Rom. Es konnte nicht fehlen, dass seine poetische Betrachtungsweise, seine lebhafte Intuitionsgabe und die gleich sehr auf umfassender Kenntniss wie auf reger Phantasie beruhende Kraft, die geheimen Intentionen des Künstlers wie des Dichters aufzuspüren und schöpferisch gleichsam zu neuem Leben zu erwecken — dass diese Eigenschaften, welche Welcker seinen Ehrenplatz unter den Archäologen unseres Jahrhunderts sichern, auf eine Natur wie Braun tiefen Eindruck machten. «Welcker imponiert mächtig vor den Monumenten» schrieb er an Gerhard (29 Nov. 1841), «eine ähnliche Fülle der Erudition mit gleichem Geschmack hat wohl noch kein Gelehrter zu denselben hingebracht.» Die unmittelbare Folge war, dass Welcker fortan einen bedeutenden Theil seiner archäologischen Arbeiten dem Institut zuwandte. Im folgenden Winter (1843—44) war Preller ein Gast des Capitols, hauptsächlich topographischen Studien hingegeben, von deren Gründlichkeit sein Buch über Roms Regionen (1846) Zeugniss ablegt. Der Winter 1845—46 vereinigte sodann unter dem Dache der *casa tarpea*, neben Braun und Henzen, Welcker und Gerhard; auch Thiersch fand sich auf kurze Zeit ein. Für Gerhard ward dieser Aufenthalt der Anlass die ganze Ordnung der Institutsverhältnisse noch einmal gründlich zu revidieren. Er bewog Kestner eine neue *Notice sur l'Institut de correspondance archéologique* ausgehen zu lassen; er veranlasste, dass mit dem sechzehnten Bande eine neue Serie der Schriften anhob, in der freilich unerfüllt gebliebenen Hoffnung dadurch den Beitritt neuer Abonnenten zu er-

leichtern; er ordnete auch manches in den persönlichen Verhältnissen der Beamten, wie denn namentlich der durch vielfache Arbeiten in Anspruch genommene Fortunato Lanci aus der Redaction gänzlich ausschied und nur noch die Sorge für den jährlichen Rechnungsabschluss behielt. Gerhard mochte nicht ahnen, dass es sein letzter Besuch in Rom war, und dass er die noch übrigen einundzwanzig Jahre seines Lebens nur noch aus der Ferne für seine geliebte Anstalt würde sorgen können. Im Sommer 1847 besuchte endlich auch Panofka noch einmal Rom, das er seit der Gründung des Institutes nicht wieder gesehen hatte.

Wenn diese gereiften Vertreter der Wissenschaft ihre Wohnung auf dem Capitol nahmen und den Sitzungen des Institutes durch ihre Theilnahme erhöhten Glanz verliehen, so fanden sie dort meistens einen grösseren oder kleineren Kreis jüngerer Männer vor, welche auf die Lehrjahre ihrer Universitätszeit herrliche Wanderjahre in Rom und dem übrigen Italien, im günstigsten Falle auch wohl in den griechischen Ländern, folgen liessen. Welcker hatte einen solchen Wunsch schon vor einem Vierteljahrhundert ausgesprochen (S. 4); bei Besprechung von Gerhards *Rapporto volcente* war er im Jahre 1832 darauf zurückgekommen, es möge doch die preussische Regierung mit dem Institut eine Art von Anleitung und Unterweisung für junge Philologen verbinden. «Wie ehemals die jungen deutschen Stiftsherren gehalten waren ein Jahr in Rom, wie man sagte, zu 'stehen', so würden aller Wahrscheinlichkeit nach unter solcher Ermunterung freiwillig manche der aufgewecktesten unter den Studierenden Deutschlands nach Rom ziehen, um einige ihrer Vorbereitungs- und Bildungszwecke dort leichter und vollständiger als sonst irgendwo möglich ist zu erreichen.» Auch ohne das Eintreten der Regierung war der Wunsch mehr und mehr in Erfüllung gegangen. Schon in der ersten Periode des Instituts hatten Kramer, Urlichs, Abeken hier einen schönen Nachsommer ihrer akademischen Studienzeit erlebt und an den Lenkern des Institutes einen natürlichen Anhalt gefunden. Allein der Wechsel der leitenden Kräfte und der

Drang der Geschäfte und Nöthe waren einer stetigen Unterweisung hinderlich gewesen. Dies ward anders, seit Braun die Zügel der Anstalt auf die Dauer ergriffen hatte: erst jetzt konnte von einer gewissen Tradition archäologischer Anleitung die Rede sein.

Der erste welcher diesen Vorzug genoss war Otto Jahn, der den Winter 1838—39 als Brauns Hausgenosse auf dem Capitol verlebte, zusammen mit seinem einstigen Lehrer Forchhammer, welcher schon in den Gründungsjahren dem Institut näher getreten war. Braun stand damals auf der Höhe seiner Kraft. Ganz erfüllt von der poetischen Wunderwelt, welche der jahrelange tägliche Umgang mit den antiken Kunstwerken seinem empfänglichen Geiste erschlossen hatte, und noch nicht in den späteren scharfen Gegensatz gegen litterarische Quellenstudien und gegen alle Gelehrsamkeit getreten, verstand Braun es meisterhaft jüngere Genossen in das Heiligthum der Kunst einzuführen und seine eigene Begeisterung auch ihnen einzuflössen. «Nie werde ich vergessen», schreibt Jahn in der Widmung seiner Archäologischen Aufsätze (1845) an Braun, «mit welchem Eifer und mit wie hingebender Treue Sie Sich meiner bei meinen archäologischen Studien in Rom angenommen und mir den Aufenthalt in der ewigen Stadt erst wahrhaft fruchtbringend gemacht haben. Sie führten mich in die unermesslichen Kunstschätze derselben ein und lehrten mich dieselben betrachten, Sie wiesen mich auf die wesentlichen Aufgaben der Archäologie hin, Sie wurden nicht müde, in jedem Falle und zu jeder Zeit durch Belehrung und Anregung, durch uneigennützigste Mittheilung mich zu fördern.» Insbesondere hebt dann Jahn noch den Grundsatz hervor, «stets das Kunstwerk als solches aufzufassen und zu betrachten, und durch sorgsame und möglichst umfassende Vergleichung der Monumente Einsicht und Verständniss der eigenthümlichen Sprache zu gewinnen, welche die Kunstwerke reden.» Braun selbst schienen alle Grundsätze der Deutung in dem einen enthalten zu sein, nichts anderes aus den Monumenten herauszulesen als was der Verfertiger selbst hineingelegt hat. Noch ein

anderes Zeugniss aus dieser Frühzeit von Brauns Lehrthätigkeit möge hier stehen. Es rührt von L. Wiese her, der im Winter 1843—44 Brauns Unterweisung genoss. «Mit ihm die römischen Museen oder vollends die Villa Albani zu durchwandern, wo nach Winckelmanns Anordnung der Versuch gemacht worden ist die Kunstwerke ihrer ersten Bestimmung zurückzugeben, war ein klassisches Vergnügen: das für die nächste Anschauung Fragmentarische ergänzte sich wie von selbst zu seiner ursprünglichen Gestalt, und das Getrennte trat in lebendige Beziehung. Einen geist- und kenntnissreicheren Cicerone hat Rom schwerlich jemals besessen.»

In den früheren Jahren von Brauns Institutsleitung kamen diese nordischen Gäste nur erst vereinzelt. In Müllers Begleitung besuchte Ad. Schöll Rom, im Jahre 1841 dessen und Müllers griechischer Reisebegleiter Ernst Curtius auf dem Heimwege nach Deutschland; zwei Jahre später Wiese. Einen längeren Aufenthalt in Italien machte damals der Dresdener H. W. Schulz, welcher das Institut mit ausführlichen Berichten aus Pompeji und dem übrigen Unteritalien, sowie aus Etrurien versah. Erst mit dem Jahre 1843 begann der Zuzug regelmässig zu werden. Im Herbst dieses Jahres traf vor allen Heinrich Brunn ein, ein Schüler Welckers und Ritschls, von dem letzteren warm an Braun empfohlen. Seine Absicht war sich völlig der Archäologie zu widmen, welcher seine Studien schon in Bonn zumeist gegolten hatten, und zehn Jahre lang lebte er in Rom ganz diesem Zwecke. Schon im nächsten Sommer (1844) war er hier so eingelebt, dass er während Brauns und Henzens längerer Abwesenheit allein den Wachtposten auf der capitolinischen Warte beziehen konnte. Ungefähr gleichzeitig mit Brunn kamen Horkel und Stephani; im nächsten Jahre Hettner, Keil und der junge dänische Gelehrte Ussing, im Herbst Theodor Mommsen und Julius Friedländer; im Winter 1845—46 war Wieseler dort, im nächsten Winter, ausser Mommsen und Friedländer, auch M. Hertz, Lersch, Merklin aus Dorpat, Tycho Mommsen, Prien; wieder ein Jahr später

Jak. Burckhardt aus Basel und Bernh. Stark. Manche dieser Gäste begnügten sich mit einem Winter, andere dehnten ihren Aufenthalt länger aus. Zu den letzteren gehörte auch George Dennis, der rüstige Erforscher von Etruriens Städten und Gräberfeldern. Es war ein ungemein reges Leben welches damals im tarpeischen Bienenstock herrschte, bisweilen so lebendig dass einem wohl der Kopf etwas warm werden konnte. Das spürte auch Braun, welcher als der einzige Aeltere unter der zahlreichen Jugend gewissermassen die Rolle des Bienenvaters spielen sollte.

Hier traten nun aber die Grenzen seiner Begabung und Richtung hervor. Dass ihm die gründliche philologische Vorbildung mangelte, dessen war er selbst sich wohl bewusst. Während er aber in den früheren Jahren, so weit er es vermochte, die Lücken auszufüllen versucht hatte, kam er im Laufe der Zeit, in immer zahlreichere Unternehmungen verwickelt und fast ausser aller Berührung mit dem wissenschaftlichen Leben jenseits der Alpen, mehr und mehr dahin, diesen Mangel für einen Vorzug zu halten. Je weiter er sich von litterarischen Studien entfernte, desto heftiger ward seine Opposition gegen die «Scholiastengelehrsamkeit». Nur was die Kunstwerke selbst dem Eingeweihten zu erzählen wussten, galt ihm für wahr und wissenswerth, alles andere für «Eruditionsplunder», grade gut genug für die Stubengelehrten, für den wahren Kunstadepten verächtlich. Nachdem die früher von Bunsen eingerichteten theoretisch-praktischen Curse aus Mangel an Theilnehmern seit dem Jahre 1839 eingeschlafen waren, hatte Braun sie in der Form wiederaufgenommen, dass er mit den jungen Philologen eine Wanderung durch die Museen veranstaltete und ausserdem sie zu archäologischen Arbeiten anzuleiten suchte; er selbst gebrauchte dafür den Ausdruck «archäologisches Seminar». Allein bei der neuen Richtung von Brauns Ansichten konnte Widerspruch von Seiten der anders vorgebildeten Schüler unmöglich ausbleiben, in welchem wiederum Braun nur Dünkel erblickte. Genug, im Jahre 1845 gab er diese Art von Vorlesungen auf, und überliess es dann meistens Brunn,

die neuen Ankömmlinge in Roms Museen heimisch zu machen. Er selber liess im Winter 1845—1846 populäre Vorlesungen an die Stelle treten, für welche er ein grösseres und minder kritisches Publikum fand. Hier fehlte es auch nicht am Schmuck theilnehmender Damen, unter denen die kunstbegeisterte Sammlerin Frau Sib. Mertens-Schaafhausen aus Bonn hervorzuheben ist. Sie pflegte auch die Sitzungen zu besuchen, in denen sie einmal vom Vorsitzenden scherzhaft als *la nostra membro* begrüsst ward, und hat dem Institut mehrfach hübsche Funde zugeführt. Das sprechendste Zeugniss von Brauns tiefer Einwirkung auf nicht streng geschulte Naturen ist das gradezu schwärmerische Verhältniss, in welches der junge Alfred von Lotzbeck zu ihm trat. In ganz anderem Berufe aufgewachsen, liess er sich von Braun in die Kenntniss der alten Sprachen und der alten Kunst einführen. Seiner eigenen Neigung für die letztere und seiner Pietät gegen den Lehrer stiftete er ein herrliches Denkmal, indem er zwölf der schönsten römischen Basreliefs mit allem Luxus stechen und von Braun mit einem erklärenden Texte begleiten liess*. Die ganze Auflage des Prachtwerkes, das dem königlichen Protector gewidmet ward, schenkte Lotzbeck der Bibliothek des Institutes, ohne dass auch nur sein Name in dem Werke selbst hätte genannt werden dürfen.

Noch ein Umstand trug zur Entfremdung zwischen Braun und der capitolinischen Jugend bei, welche man schon damals in familiärer Sprache als die *ragazzi* zu bezeichnen pflegte: die immer mehr hervortretende Bedeutung der epigraphischen Studien. Freilich hatte Braun selbst die Geister herbeigerufen, die ihm jetzt übermächtig zu werden schienen. Denn er hatte einst mit Borghesi über Kellermanns Nachlass verhandelt; er hatte Jahn bewogen denselben zu erwerben, in der Hoffnung dass er sich ganz der Ausführung von Kellermanns Plänen widmen würde; er hatte, als er sich

* Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung aus Palazzo Spada, dem capitolinischen Museum und Villa Albani, herausgegeben durch das Institut für archäologische Correspondenz. Rom 1845. gr. fol.

in dieser Erwartung geteuscht sah, Henzen auf die Epigraphik gewiesen und ihn veranlasst im Sommer 1844 die Wallfahrt nach San Marino anzutreten und sich in Borghesis Schule zu begeben. Damals ward in Paris, unter dem Ministerium Villemain, der Plan einer grossen Sammlung der lateinischen Inschriften betrieben, welchem Borghesi und viele andere italienische Forscher ihre Unterstützung zugesagt hatten. Auch Henzen trat mit dem in den Marken angesiedelten Noel des Vergers in Verbindung, und arbeitete in gleichem Sinne. Im Institut eröffnete er seine neuen Studien mit der klassischen Abhandlung über die Alimentartafel der Ligures Baebiani bei Benevent und die ganze Institution des römischen Alimentarwesens. Sie führte bald zu einer lebhaften litterarischen Fehde mit Raff. Garrucci: im Bullettino lebte das alte Zeichen M. T. P. wieder auf, d. h. *Mane Thecel Phares*, womit Artikel unterzeichnet zu werden pflegten, welche weniger die Meinung eines einzelnen als eine Art warnenden Gottesgerichtes darstellen sollten. Mommsens Ankunft in Rom und sein enger Freundschaftsbund mit Henzen verlieh bald den epigraphischen Studien erhöhten Schwung. Auch er pilgerte hinauf zu dem grossen Meister von San Marino (1845. 1847), welcher freudig das neue Aufblühen seiner Lieblingsstudien begrüsste. Als nun in Paris seit Villemains Abgang (1844) der grosse Plan allmählich in den Hintergrund trat, ward ein ähnliches Project hauptsächlich auf Savignys Anregung von der Berliner Akademie in Erwägung gezogen (1845). Freilich dauerte es volle acht Jahre voll langwieriger Verhandlungen, bis die grosse Aufgabe endlich in die rechten Hände gelegt ward. Aber die Zwischenzeit verfloss nicht ungenutzt. Mommsen machte, von Savigny und der Berliner Akademie unterstützt, auf langen und mühsäligen Reisen die Vorarbeiten für sein grosses Werk über die neapolitanischen Inschriften (1852), immer im Anschluss an das Institut und dessen Verbindungen. Als ein Nebengewinn boten sich ihm die dialektischen Inschriften dar, welche er zuerst in seinen oskischen Studien (1845. 46), sodann zusammenhängend in seinem dem Institut gewidmeten Buche über die unter-

italischen Dialekte (1850) bearbeitete. Henzen war zugleich an der Fortsetzung von Orellis Inschriftensammlung (1856) thätig, und war eifrig und erfolgreich bemüht der Epigraphik den ihr gebührenden Platz in den Verhandlungen und in den Schriften des Instituts zu sichern. Dass auch Borghesi und andere Studiengenossen nicht zurückblieben, ist selbstverständlich.

Alle die geschilderten Richtungen nnd Bestrebungen prägten sich auch in den Monumenten und Annalen dieser Zeit aus. Allmählich traten die Vasen, welche lange so vorgeherrscht hatten dass man über das *Istituto de' vasi* spotten zu dürfen glaubte, mehr zurück, ohne doch den ihnen in der That gebührenden Platz zu verlieren. Eine damals noch sehr seltene Gabe waren aus Attika stammende Vasen mit merkwürdigen Darstellungen der Todtenbestattung. Ausgezeichnete Sculpturen machten sich neben ihnen geltend; es mögen nur der Apollon von Tenea, die Statue des Sophokles und die kolossale Athena aus Villa Medici genannt werden. Aus dem britischen Museum kam das lykische Harpyienmonument, aus dem Louvre die alterthümlichen Reliefs von Assos den Monumenten zu statten. Ueberhaupt trat Griechenland mehr als früher hervor. Der unermüdliche Ross und der namentlich in topographischen Forschungen musterhafte Ulrichs waren fleissige Mitarbeiter; von letzterem erschienen noch nach seinem Tode werthvolle Reiseberichte, durch Henzens Pietät gegen seinen Landsmann und Freund für die Annalen gewonnen. Von architektonischen Monumenten darf an den primitiven Tempel vom Berge Ocha und an die theräischen Gräber erinnert werden. Leer gieng die Wandmalerei aus, da die aus Zeichnungen Sante Bartolis von Braun hervorgezogenen Compositionen in einer Sammlung antiker Monumente kaum einen Platz verdienten. Etruriens Gräber lieferten keinen neuen Stoff, Pompeji war dem Institute unzugänglich. Von dem Reichthum an wichtigen Inschriften war bereits die Rede. Bedenklich erschien in dem Pariser Bande von 1847, neben völlig akademischem Charakter der umfangreichen Abhandlungen, das starke Eindringen des

Orients, so dass sogar eine ganze Monumententafel punischen Grabinschriften eingeräumt ward. Gerhard und Panofka erhoben Einspruch, welchen Luynes auch als gerechtfertigt anerkannte, Abhilfe versprechend.

Unter den Mitarbeitern an den Annalen trat in den ersten Jahren Braun allzu sehr in den Vordergrund. «Beiträge für die Annalen», schrieb er 1840 an Gerhard, «wünsche ich nur im Interesse der Sache. Im eigenen Interesse würde ich derselben ganz und gar nicht bedürfen. Mir ist es ein leichtes einen ganzen Band mit meinen Artikeln zu füllen. Aber ob das Publikum damit zufrieden ist?» Er fügte sich den Mahnungen Gerhards und Welckers, und bemühte sich um die Theilnahme anderer. Unter den Deutschen waren, ausser Henzen und in den ersten Jahren Abeken, namentlich Welcker und Jahn fleissige Mitarbeiter, daneben Feuerbach, Forchhammer, Göttling, Preller, Prokesch u. a.; für eine gewisse Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise war durch die verschiedenen Richtungen dieser Gelehrten gesorgt. Unter den Italienern waren Borghesi, Canina, Capranesi, Cavedoni, Gargallo-Grimaldi, Melchiorri und Secchi neben manchen andern thätig, auch diese nach Objecten und Art der Forschung sehr verschieden. Die französische Archäologie ward in den Pariser Bänden durch die feste Gruppe der altbewährten Pariser Gelehrten vertreten, denen sich jetzt Lebas, de Longpérier, Roulez, de Saulcy, Vinet anschlossen. Von Engländern sind nur Millingen und Mure zu nennen. Dazu kam die neue Schaar der jüngeren Capitolsgenossen, deren hauptsächliche Namen oben aufgeführt wurden; in Berlin «wunderte man sich über so gar viele junge Leute». Bei manchen derselben war Brauns Einfluss deutlich erkennbar, andere schlugen selbständigere Wege ein. Unter ihnen waren namentlich Brunn und Mommsen thätig, ferner Keil und Stephani; aber auch für die übrigen galt es als Regel, selbst bei kürzerem Aufenthalte, sich mit einem Beitrage im «capitolinischen Fremdenbuche» einzuzeichnen. An reger Mitarbeiterschaft fehlte es also nicht, und ebenso liess sich verhoffen dass die neugewonnenen Arbeiter auch nach ihrer Rückkehr

dem Institute treu bleiben und daheim für die archäologischen Interessen eintreten würden. Aber eine Schattenseite hatte diese Betheiligung so vieler nur vorübergehender Gäste Hesperiens. Nur wenigen gelang es in die Geheimnisse der Sprache Dantes einzudringen, und es bildete sich allmählich ein «Institutsdialekt» aus, von dem zu befürchten steht, dass er weniger im Wörterbuche der Crusca als etwa in einem italienischen Antibarbarus citiert werden wird. Auch die Bemühungen italienischer Revisoren, denen natürlich die Säuberung vor dem Drucke anvertraut ward, konnten den im tiefsten Untergrunde transalpinen Charakter dieses hyperboreisch-römischen Dialektes nicht ganz tilgen. Es bedurfte auch hier der bewährten Liebenswürdigkeit der italienischen Mitarbeiter und Leser, um den unverbesserlichen Sprachverderbern dennoch das Gastrecht nicht zu versagen.

* * *

In den Herbstmonaten des Jahres 1847 konnte man die behäbige Gestalt Fort. Lancis als Kapitän einer Compagnie der römischen Bürgergarde sehen, in welcher der hagere Braun als Gemeiner diente; doch brachte auch dieser es bald zum Corporal und führte seine Patrouillen durch die Ruinenstätten der ewigen Stadt, welche er so oft in ganz anderen Absichten durchstreift hatte. Es war das Jahr 1848 welches seinen Schatten vor sich her warf. In demselben Winter kam der Herzog von Luynes zu längerem Aufenthalt nach Rom. Mit gewohntem Interesse nahm er an allen Bestrebungen des Institutes Theil. Er versprach Sorge zu tragen, dass die französischen Publicationen künftig pünktlicher erschienen und in ihrem Inhalte mehr den alten Grundsätzen des Instituts entsprächen. Für den Pariser Jahrgang 1849 übernahm er wiederum die Kosten. Der merkwürdigste Fund der letzten Jahre, die nach ihrem Entdecker sogenannte Françoisvase, sollte mit seiner Beihilfe in Rom in vollem Farbenschmucke publiciert werden; ja er erklärte sich sogar bereit im Nothfalle auch den römischen

Publicationen einen regelmässigen Zuschuss zu gewähren, da die Zahl der Abonnenten in erschreckender Weise abnahm; in ganz Frankreich, das einst siebzig und mehr Exemplare bezogen hatte, war der Verkauf, ausser drei Exemplaren welche Luynes selbst hielt, auf sechs zusammengeschrumpft! Selbst reiche Gönner der Archäologie hatten über der Politik das Interesse an der Wissenschaft verloren.

Da kam die Kunde von der Pariser Februarrevolution. Luynes, seiner politischen Ueberzeugung nach Legitimist, ward gewaltig davon ergriffen. Wo die höchsten Güter des Vaterlandes auf dem Spiele standen, mussten alle anderen Pläne zurücktreten. Er sah die Lage des Instituts für so verzweifelt an, dass er rieth dasselbe zu schliessen und sich erbot etwa vorhandene Schulden zu decken. Auch de Witte erklärte es für unmöglich auch nur den Druck des Jahrganges 1847 zu vollenden; es fehle in Frankreich ebenso an Mitarbeitern wie an Lesern. Auf Anlass der römischen Sekretäre ward der Band unfertig ausgegeben; den Abschluss, den noch mangelnden Text zu den letzten vier Monumententafeln, verhiess de Witte nachzuliefern, «und damit wird das französische Comité genöthigt sein seine Publicationen zu schliessen» (12 Mai). Im Juli fragte Braun noch einmal wegen des Jahrganges 1849 bei Luynes an. Der Juniaufstand lag dazwischen, welchen Luynes an der Spitze seines Bataillons der Nationalgarde hatte bekämpfen helfen. «Ich sehe mich gezwungen», lautete die Antwort (11 Aug.), «die Publication nicht fortzusetzen. Inmitten der ernsten Ereignisse, welche wir seit fünf Monaten erleben, sind die Geister von ganz anderen Dingen erfüllt als von der Archäologie, und was mich betrifft, so lassen mir die vielen Arbeiten, die mir als Mitglied der Nationalversammlung obliegen, keinen Augenblick Musse um mich damit zu beschäftigen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie tief mich das bekümmert». Das schrieb der edle Herzog um die gleiche Zeit, wo er sein gesammtes Silbergeschirr verkaufte und noch obendrein ein Anlehen aufnahm, um für eine milde Stiftung zu Gunsten der Opfer des Juniaufstandes die Mittel zu gewinnen. Dennoch er-

mächtigte er gegen Ende des Jahres de Witte den Druck des unterbrochenen Bandes zu Ende zu führen. Wegen der Säumigkeit der Mitarbeiter konnte der Abschluss erst im Frühjahr 1850 erfolgen.

Der Rücktritt der französischen Section war nach allen Seiten, wissenschaftlich und finanziell, ein schwerer Schlag für das Institut. Paris war aber nicht der einzige dunkle Punkt am Horizont. Mit dem Jahre 1847 waren die Gehaltsbewilligungen für die beiden Sekretäre abgelaufen, ängstlich ward ihre Erneuerung erwartet. Die Liberalität des Protectors hatte sich zwar im letzten Herbst von neuem bewährt durch die Schenkung der vom Prinzen Heinrich hinterlassenen Bibliothek; aber musste der Sturm der jetzt durch Europa hinbrauste nicht eine fernere Geldbewilligung von Seiten des Staates zweifelhaft machen? Die Berliner Märzereignisse traten ein — keine Nachricht kam, Wochen lang war alle Postverbindung zwischen Berlin und Rom unterbrochen. Gerhard vergass auch in solcher Lage sein Institut nicht; im Mai erneuerte er das Gesuch. Endlich am 10 Juli kam die Kabinetsordre. Sie stammte schon vom 6 März, war aber in der unruhigen Zeit liegen geblieben. Die beiden Gehalte wurden von neuem aufs sechs Jahre bewilligt, aber nach einem eigenhändigen Zusatz des Königs nur für den Fall dass der Friede erhalten bleibe. Die Minister stellten daher den Wegfall für das nächste Jahr in ziemlich sichere Aussicht, und Gerhard erwog eine Einschränkung der Institutsthätigkeit, um doch wenigstens die Existenz der Anstalt retten zu können. Aber Braun und Henzen verloren die Hoffnung nicht. Eben jetzt erfolgten nach längerer Pause in und um Rom interessante Entdeckungen: das Forum ward weiter aufgedeckt, die Tempelgruppe bei San Niccola in Carcere untersucht, die Gräber der Haterier gefunden; etwas später traten auf dem Esquilin die Odysseebilder von Via Graziosa, im Trastevere der lysippische Apoxyomenos und das bronzene Pferd ans Licht. Wie sollte man unter solchen Umständen daran denken, ohne zwingende Noth den Posten zu verlassen? Dank sei den wackeren pflichttreuen Männern, welche in

unsicherster Lage treu ausgeharrt haben! Ihre Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Trotz aller politischen Nöthe und Gefahren erneuerte sich von Jahr zu Jahr die Bewilligung, welche ihnen wenigstens die unentbehrlichsten Subsistenzmittel sicherte, bis sie im Jahre 1854 wiederum auf sechs Jahre erfolgte.

Andere Gefahren kamen aus grösserer Nähe. Die Ereignisse in Rom selbst, die Ermordung Rossis, die Flucht des Papstes und die nachfolgende Erregung, machen es begreiflich dass, zum erstenmale seit der Gründung des Institutes, der 9 December nicht gefeiert ward. Viel eher war es zu verwundern dass die gewöhnlichen Sitzungen, obschon nur schwach besucht, doch durchgeführt werden konnten. Im Februar 1849 sollte Braun, der ziemlich viel für politische Blätter correspondierte, gleich vielen anderen ausser Landes geschafft werden, ward aber durch das besonnene Dazwischentreten des preussischen Geschäftsträgers A. von Reumont davor bewahrt. Es verdient als ein charakteristischer Zug aufbewahrt zu werden, dass auf die Kunde von Brauns Bedrängniss Lotzbeck, der damals als Mitglied der bairischen Kammer in München tagte, dem verehrten Lehrer sein Haus zum Obdach anbot. Braun verliess übrigens im Juni Rom und gieng auf längere Zeit nach England, wo er auch schon 1844 den Sommer zugebracht hatte. So blieb Henzen allein auf dem Capitol, als die französische Belagerung herannahte. Den Wachtposten auf dem Monte Caprino befehligte Lanci, und ihm war es zu danken, dass nicht auf der Terrasse neben der *casa tarpea* eine Batterie errichtet ward und die französischen Kugeln drüben vom Janiculus hierher lockte. Henzen liess sich auch durch den Kanonendonner in der Erfüllung seiner Pflicht nicht stören. Im April waren die Annalen für 1848 fertig geworden, der laufende Jahrgang sollte sogleich in Angriff genommen werden. Aber die Druckerei bedurfte ihres ganzen Papiervorrathes zur Herstellung von republikanischem Papiergeld, und erst im Juli, nach dem Einrücken der Franzosen, kam auch neues Papier an. Wohl hatte Luynes Grund in einem Briefe vom August

das muthige Ausharren Henzens bei der Arbeit zu bewundern. Auf diesem ruhte bis zum Ende des Jahres die ganze Last der Geschäfte. Die Winckelmannssitzung konnte wieder nicht gehalten werden, da Braun noch nicht zurückgekehrt und Henzen vor Ueberanstrengung erkrankt war. Erst nach dem Carneval 1850 wurden die Sitzungen wieder aufgenommen. Es war kein Wunder dass sie wenig besucht waren.

Nicht in Rom allein lähmten die politischen Ereignisse das Interesse am Institut. Die Reihen der Subscribenten lichteten sich von Jahr zu Jahr: 1853 war die Zahl auf 140 herabgesunken. Es bedurfte einer sehr sparsamen und geordneten Finanzverwaltung, wie Henzen sie führte, um den Fortgang der Unternehmungen möglich zu machen. Der römische Kunsthandel war in der todten, geschäfts- und fremdenleeren Zeit fast eingeschlafen; die einstigen Hauptvertreter, Basseggio, Capranesi, Depoletti u. a., waren bereits gestorben oder starben um diese Zeit. Die Ausgrabungen stockten zwar nicht; auf dem Forum, an der Via Appia und anderswo ward, wenn auch langsam, so doch stetig gearbeitet. Aber es fehlte ganz an der bunten Fülle mannigfaltiger Funde; selbst das Findergeschick und Finderglück eines François hatte nicht mehr den früheren Erfolg. Die Verbindungen mit Oberitalien und mit dem Königreich Neapel waren seit 1848 so gut wie abgebrochen; ausser Borghesi, einem Gönner von unerschütterlicher Treue, hielten nur noch der unermüdliche Cavedoni und wenige andere Correspondenten den Verkehr mit dem Institut aufrecht. Auch die Sitzungen litten unter dem Stoffmangel. Die Sekretäre und Brunn, denen sich Leop. Schmidt als fast alleiniger Vertreter der einst so zahlreichen deutschen Jugend zugesellte (der talentvolle Philippi ward allzubald von schwerer Krankheit dahingerafft), waren im Winter 1850/51 fast die einzigen Redner, neben denen nur selten Canina, P. Rosa und einige andere Italiener sich vernehmen liessen. Im nächsten Winter füllte Secchis neues System der Hieroglyphenentzifferung ganze Sitzungen. Mannigfaltiger gestalteten sich die Sitzungen im folgenden Winter (1852/53).

Welcker brachte diesen wieder auf dem Capitol zu und belebte die Verhandlungen; auch W. Vischer, Bethmann, Frau Mertens nahmen Theil. Hauptsächlich aber war es Giambattista de Rossi welcher, schon seit einigen Jahren dem Institute verbunden, nunmehr jene Thätigkeit zu entfalten begann, die den Zusammenkünften einen ganz besonderen Reiz verlieh; denn wie wenigen ist diesem ausgezeichneten Manne die Gabe einer klaren und präcisen, ebenso stoffreichen wie formenschönen Beredtsamkeit verliehen, welche den Stachel in der Seele des Hörers zurücklässt.

Am wenigsten machte sich die Noth der Zeit in den Tafeln der Monumente fühlbar. Die Jahrgänge 1848/53 sind ungewöhnlich reich an Denkmälern von hervorragendem Range, und es ist kein geringes Verdienst Brauns diese beschafft zu haben. Die griechische Plastik der blühendsten Epochen war durch den Parthenonfries, durch die Reliefs vom Mausoleum, deren schönstes Stück Frau Mertens in Genua entdeckt hatte, und durch den Apoxyomenos glanzvoll wie nie zuvor vertreten. Dass nicht auch die Sculpturen des Nereidenmonumentes von Xanthos hinzukamen, war nicht Brauns Schuld; er hatte die Zeichnungen in London anfertigen lassen und einem Freunde zur Revision übergeben, sie giengen aber verloren, und die Menge von Zeichnungen nach Bronzen der Sammlung Fejérváry konnte nur als geringer Ersatz gelten. Die römische Sculptur repräsentierten die Reliefs der Hateriergräber, die Ikonographie die Büsten des sog. Aeschylos und des Aristophanes. Unter den Vasen nahm die unvergleichliche Françoisvase, eine der wichtigsten Bereicherungen der Archäologie seit langer Zeit, den Ehrenplatz ein. Grabgemälde von Chiusi und das Kentaurenmosaik Marefoschi setzten die Malerei wieder in ihr Recht ein; endlich war Rosas genaue Karte der Via Appia ein wichtiger Beitrag zur Topographie der römischen Campagna. An allen diesen Tafeln trat recht deutlich hervor, in welchem Grade noch immer das Institut seine hohe Aufgabe zu erfüllen vermochte, und wie weit seine Publicationen alle anderen ähnlichen Zeitschriften überragten.

Dagegen liessen die Annalen die rege Betheiligung der Fachgenossen nur allzu sehr vermissen. Glänzend war nur die Epigraphik vertreten. Neben Borghesi, Henzen und Mommsen war hier de Rossi getreten, der sich in den Annalen mit seiner grossen Abhandlung über Nicomachus Flavianus einführte: *ex ungue leonem*. Auf dem archäologischen Gebiete fehlten zwar nicht ganz die angesehenen Namen auswärtiger Gelehrter, Welcker und Gerhard, Jahn und Wieseler, Cavedoni und Gargallo-Grimaldi u. a., aber im ganzen drohten die Annalen mehr und mehr in ein ausschliesslich römisches Organ sich umzuwandeln. Canina war für das Institut so thätig wie nie zuvor, und verarbeitete den Stoff, welchen das Forum und die Via Appia ihm reichlich darboten. Brunn und Schmidt nahmen, wie an den mündlichen Verhandlungen, so auch an den Annalen thätigen Antheil. Aber weit mehr als früher übernahm Braun die Rolle des Protagonisten. Fast alle Monumente von grösserer Bedeutung behielt er sich vor. Vergebens warnte Gerhard immer von neuem vor solcher Ausschliesslichkeit und mahnte zu stärkerem Heranziehen der älteren wie der jüngeren Archäologen; auch Welcker bemühte sich in gleichem Sinne. Aber immer stärker hatte sich in Braun die Abneigung gegen alle gelehrte Archäologie ausgebildet; namentlich hatte sich die Verachtung gegen die neuere Entwickelung derselben in Deutschland zu einem krankhaften Hass gesteigert. Gelehrsamkeit erklärte er geradezu für «verhüllte Ignoranz»; die hervorragendsten Werke deutscher Forscher verurtheilte er in herbster Form als Producte «geistlosen Fleisses» oder «weiheloser Buchmacherei». Beiträge derselben wünschte er daher nicht, ja sie erschienen ihm, schon weil sie erst übersetzt werden müssten, als eine unwillkommene Last. Seine eigenen Arbeiten aber, immer mehr gelöst vom Grunde philologisch-historischer Forschung und auf ein keineswegs vorurtheilsloses Befragen der Kunstwerke allein beschränkt, konnten keinen genügenden Ersatz bieten. Der Sinn für das Einfache schwand ihm mehr und mehr, und selbst in der Redeweise steigerte sich die Neigung für pomphafte Rhetorik.

Nur zu oft begnügten sich seine Erklärungen mit orakelhaften Andeutungen geheimnissvoller Tiefen. Der alte Hang zu mystischer Speculation brach wieder durch; er selbst sprach es offen aus, dass es in der Archäologie wie in jeder Wissenschaft «ohne Geisterseherei nicht abgehe».

Diese Wandelung lag tief in Brauns Wesen begründet. Sein reicher und vielseitiger Geist, aller Einförmigkeit und strenger Regelmässigkeit abhold, konnte sich auf die Länge nicht in einen beschränkten Kreis von Interessen und Arbeiten einschliessen lassen. Es genügte ihm auch nicht, neben der Archäologie seine medicinische Praxis zu betreiben. Von Zeit zu Zeit bedurfte er einer neuen Anregung, ihn reizte das Ungewöhnliche. So hatte sich schon gegen die Mitte der vierziger Jahre sein Interesse der damals noch neuen Erfindung der Galvanoplastik zugewandt; die englische Reise vom Sommer 1844 erhöhte dasselbe. Zunächst wünschte er nur diese Kunst für die Publicationen des Institutes zu verwerthen, aber bald ward daraus eine förmliche Fabrik galvanoplastischer Gegenstände, bis zur Herstellung monumentaler Statuen. Finanzielle Speculation lag ihm dabei fern, es waren wesentlich ideale Ziele denen er nachstrebte. Natürlich wurden aber Zeit und Interesse hiervon desto stärker in Anspruch genommen, je mehr die Verstimmung über die archäologischen «Neologien» wuchs. In den Jahren 1849/51 verbrachte Braun die Sommermonate regelmässig auf Reisen, meistens nach England, welche freilich auch dem Institute, aber doch noch mehr seinen industriellen Unternehmungen zu Statten kamen. Nach und nach dehnten sich die letzteren immer weiter aus. Er übernahm es für den Glaspalast in Sydenham die zum Theil kolossalen italienischen Abgüsse zu liefern. Dies führte zur Einrichtung einer eigenen Gipsmühle, deren Fabrikate aber zuerst misslangen. Zugleich liess er grosse Korkmodelle des Colosseums und anderer römischer Bauwerke, sowie sonstiger Muster der Architektur herstellen. Daran schlossen sich die Fabrication künstlichen Marmors, photographische Arbeiten, Holzschneidereien, ja sogar eine Maschinenfabrik und Eisen-

giesserei. Bei einer so mannigfaltigen, unaufhörlich noch gesteigerten und erweiterten praktischen Thätigkeit mussten die Pflichten gegen das Institut leiden. Längst schon waren alle geschäftlichen Theile der Verwaltung auf Henzen übergegangen, der nach einem wahren Ausspruche Jahns «stets alle Arbeiten zu übernehmen bereit war, wenn sie ihm auch nur deshalb zufielen, weil andere sie nicht thaten»; so die Kassenführung, die Bibliothek, die Correspondenz, die Sorge für die Publicationen. Niemals waren die letzteren regelmässiger erschienen; zweimal (1850. 1853) wurden sie sogar schon vor Ablauf des Jahres fertig. Ohne Henzens geordnete Rechnungsführung wäre überhaupt der Fortgang der Arbeiten unmöglich gewesen. Mit aufopfernder Treue trug er die ganze Last, obschon selbst von schwacher Gesundheit; alle eigenen Arbeiten setzte er den Institutspflichten hintan. Trieb auch ihn die Sommerhitze von Rom fort, so trat Brunn für beide ein (1850. 1851). Diesen der Direction als feste Hilfe zu gewinnen, wie Henzen wünschte, misslang; statt dessen veranlasste Braun im Herbst 1852 K. Lorentzen nach Rom zu kommen und einen Theil der Arbeit für ihn zu versehen. Braun selbst beschränkte sich, neben populären Vorlesungen, darauf, für die Kupfertafeln zu sorgen, seine eigenen Artikel zu schreiben und die Sitzungen zu leiten, freilich in einer Weise, welche Welcker aus eigener Anschauung mit dem Urtheil kennzeichnete, «Braun sei das Institut neben so vielen anderen Plänen und Betrieben nur eine grosse Kleinigkeit gewesen, als Institut genommen eine pedantische Philisterei.» —

Am 6 März 1853 starb, 76 Jahre alt, Kestner, seit lange schon der einzige von den Stiftern des Institutes, welcher Rom treu geblieben war. An seine Stelle trat als Vicepräsident der preussische Gesandte von Usedom, aber nur auf kurze Zeit, da er schon bald Rom verliess. Von jüngeren Gelehrten waren O. Ribbeck und Bursian da, während Brunn endlich nach Deutschland heimkehrte, nachdem die reife Frucht seines römischen Aufenthalts, der erste Band seiner Geschichte der griechischen Künstler, ans Licht

getreten war (1853). Im nächsten Winter kam Ludwig Friedländer hinzu, und Ampère, des Vergers, Hübsch schenkten dem Institut ihre Theilnahme. Im December besuchte Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen Rom und bewährte auch der Stiftung, die unter dem Schutze seines königlichen Oheims stand, sein für alles Bedeutende empfängliches Interesse; in einer Festsitzung sprach auf seinen Wunsch de Rossi über die Consularfasten. Aber zu gleicher Zeit nahm die Theilnahme an den gewöhnlichen Sitzungen, denen Braun selbst oft nicht einmal die Zeit fand beizuwohnen, so ab, dass sie vor der Zeit einschliefen. Unter so traurigen Aspecten rückte der 21 April 1854 heran, der Tag an welchem vor fünfundzwanzig Jahren das Institut gestiftet worden war. Er verlief sang- und klanglos in engem Kreise. Das Festprogramm* enthielt Henzens Arbeit über Kaiser Augustus Edict über die Wasserleitung von Venafrum und Brauns Aufsatz über den Parthenonfries, beide von Photographien aus Brauns Atelier begleitet.

Dies Programm sollte zugleich eine Aenderung in den Publicationen des Instituts einführen. Die jährlichen Ausgaben überschritten nunmehr die regelmässigen Einnahmen um etwa 150 Scudi, ein Ausfall welcher bisher nur durch den Verkauf grösserer Reihen von Jahrgängen und ähnliche ausserordentliche Einnahmen hatte gedeckt werden können. Es kam darauf an neue Subscribenten zu gewinnen, indem man beim Beginn einer neuen Serie dem Geschmack des Publikums entgegenkäme. Braun wünschte Hinzuziehung des altchristlichen und romanischen Mittelalters, worauf er schon 1847 angetragen hatte, als er mit Duccios Passionsbildern im Dome von Siena beschäftigt war. Aber die Direction erhob Einspruch, schon weil es dazu ganz anderer Mitarbeiter bedürfen würde. Um so energischer erklärte sich Braun für eine bunte Mannigfaltigkeit des auf die

---

* *Strenna giubilare offerta a' fautori dell' Instituto di corrispondenza archeologica nell' occorrenza del natale di Roma* 1854, *anniversario XXV della fondazione dell' Instituto.*

Antike beschränkten Inhaltes, für ein stärkeres Vorwalten der Abbildungen vor dem Text, für Verwendung der Photographie und anderer moderner Reproductionsmethoden. Ferner sollte endlich mit einem gleichen Quartformat für sämmtliche Publicationen Ernst gemacht werden, damit diese fortan auch in die Bibliotheken der Kunst- und Bücherfreunde leichter Eingang fänden und den Künstlern mehr zusagten. Gerhard warnte, Bunsen protestierte, Panofka prophezeite den Untergang des Instituts; alle Directionsmitglieder und älteren Freunde der Anstalt schlossen sich diesen Bedenken an. Allein Braun liess sich dadurch nicht beirren; er sandte keine Probebogen hinaus, ehe nicht die erste Hälfte des Jahrganges 1854 fertig war (Jan. 1855), nicht in dem angekündigten Quarto, sondern in einem alle überraschenden Folioformat, dem auch das Bullettino sich hatte fügen müssen. Das war denn freilich ein gänzlicher Bruch mit der Vergangenheit, nicht bloss in der äusseren Form, sondern auch nach Inhalt und Tendenz. Das Bullettino verzichtete auf den Vorzug seine Nachrichten rasch zu verbreiten. Die Abbildungen erschienen grossentheils in Gestalt eingeklebter leicht skizzierter Vignetten, oder in Photographien von so kleinem Massstabe, dass sie durchaus unbrauchbar waren. Trotz allen Strebens nach Abwechselung wirkten sie einförmig und ärmlich durch die Masse unbedeutender Stücke, besonders aus der Sammlung Fejérváry. Der Text dazu rührte fast ausschliesslich von Braun her; der gleichmässig gespreizte Stil desselben bei geringem Inhalt wirkte eher ermüdend als erhebend. Nur die Epigraphik war auch hier, unter Henzens Redaction, vortrefflich wie bisher vertreten.

Kein Wunder wenn dieser Band alle entteuschte. Bunsen war so entrüstet, dass er ihn zurücksandte und seine Subscription kündigte. Gerhard gerieth in schwere Sorgen um den Fortbestand seiner Anstalt. Das war kein Institut für archäologische Correspondenz mehr, wo einer so allein für alles einstand. Auch ward kein einziger neuer Abonnent durch den Wechsel gewonnen. Aber Braun wich nicht

zurück. Er fand in dem Gothaer Buchhändler Hugo Scheube einen Verleger, welcher gegen eine bestimmte Zahlung den Verlag übernahm und also dem Institut die Unsicherheit schwankender Subscriptionen ersparte (Febr. 1856). Der nach Deutschland verlegte Druck gewährte wohl diese oder jene Erleichterung, doch wogen die schwierige Correctur des Italienischen und die grosse Verzögerung des Bullettino diese Vortheile mehr als auf. Von dem Princip des alleinigen Schreibens der archäologischen Artikel (es sind dreiundsechzig in zwei Jahrgängen) gieng Braun auch jetzt nicht ab. Der erste Halbband 1855 erschien sehr bald, der andere gieng sofort unter die Presse. Es ist überhaupt merkwürdig, mit welcher fieberhaften Hast Braun in diesen letzten Jahren arbeitete; auch ausser den Institutsarbeiten vollendete er theils mehrere umfangreiche Werke, theils hatte er andere unter der Feder. Einen Theil seiner industriellen Unternehmungen hatte er bereits an den Marchese Campana abgetreten, auch die übrigen hoffte er bald aufgeben zu können, um sich dann wieder ganz der Archäologie zu widmen. Und dabei klagte er in seinen Briefen so bitter über Vereinsamung. Durch das Zurückstossen der alten Schüler und Mitarbeiter hatte er um sich eine Einöde geschaffen: jetzt graute ihm selbst vor der Stille!

Da ward er plötzlich aus dieser unheimlich hastigen Thätigkeit abberufen. Am 11 September 1856 erlag er einem Anfall des tückischen römischen Fiebers, der Perniciosa. Ueber seinem Grabe schwieg aller Tadel, alles Bedenken. Dankbar erinnerten sich seine Freunde und ehemaligen Genossen, nah und fern, auch die welchen er wehe gethan hatte, seiner idealen Natur, seiner ungewöhnlichen Begabung, seiner grossen Verdienste um das Institut, deren Gedächtniss auch eine Zeit trüber Irrungen nicht auslöschen sollte und konnte. Was sollte aber jetzt aus dem Institut werden?

IV

Die schwere Krise, welche um die Mitte der fünfziger Jahre den Bestand des Institutes bedrohte, musste die Frage nahe legen, wie weit es der Anstalt während des Vierteljahrhunderts ihres Bestehens gelungen sei in das Leben der von ihr gepflegten Wissenschaft einzugreifen. War etwa ihre Zeit abgelaufen, so dass sie, ohne eine fühlbare Lücke zu hinterlassen, vom Schauplatze verschwinden konnte?

Als das Institut gegründet ward, gab es für Archäologie und Epigraphik kein einziges periodisches Organ. Daher die lebhafte Anerkennung, mit welcher seine Publicationen, stattlich und reichhaltig wie sie sich darboten, von allen Seiten begrüsst wurden. Länger als ein Jahrzehent behaupteten sie allein das Feld, da Gerhards «Intelligenzblatt» eine Concurrenz weder erstrebte noch machte. Erst mit dem Beginn der vierziger Jahre traten kurz nach einander mehrfache Unternehmen von verwandter Tendenz auf. Zuerst erschienen in Bonn seit 1842 die Jahrbücher des kurz zuvor von Urlichs ins Leben gerufenen Vereins rheinischer Alterthumsfreunde, welche für ein beschränktes Gebiet ähnliche Ziele wie die Institutsschriften verfolgten. Noch im gleichen Jahre begann Avellino sein *Bullettino archeologico napoletano*, welches sich bald auf das Königreich Neapel beschränkte

und hier eine Art Monopol ausübte. Durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen, lebte es nach Avellinos Tod in neuer Folge unter der Redaction Garruccis und Minervinis wieder auf (1852). Avellinos Vorgang brachte einen Plan Gerhards zur Reife. Seit dem Jahre 1841 hatte er in Berlin «die märkischen Landsleute Winckelmanns» dann und wann zu Zusammenkünften berufen, aus denen sich, im engen Anschluss an das Institut, die «archäologische Gesellschaft» entwickelte. Ihre monatlichen Sitzungen waren ein Abbild der capitolinischen; auch die Feier des Winckelmannstages, welche in Deutschland zuerst Forchhammer und Jahn in Kiel eingeführt hatten (1840), fehlte nicht und pflegte litterarisch durch ein Festprogramm bezeichnet zu werden. Seit 1843 schloss sich daran die «archäologische Zeitung», dem Muster der Institutspublicationen im Kleinen nachgebildet. Gerhard betrachtete sie in der That von Anfang an als eine Art auswärtiger Publication, ein Bullettino der deutschen Section des Institutes, dessen Forschungen und Ziele sie dem deutschen Publikum vermitteln sollte, während bisher archäologische Aufsätze deutscher Gelehrten sich in philologischen und anderen Zeitschriften zu zersplittern pflegten. Im nächsten Jahre folgte in Paris, zunächst unter Letronnes Aegide begründet, die *Revue archéologique*, das Alterthum im weitesten Sinne und das Mittelalter umfassend; binnen kurzem lenkte sie aber für längere Zeit fast ganz auf das letztere Gebiet ein. Binnen drei Jahren also vier neue archäologische Zeitschriften! Es konnte nicht fehlen dass aus so lebhafter Concurrenz dem Institute hie und da eine kleine Unbequemlichkeit erwuchs. Indessen behauptete es mit Ehren seinen Posten als ältestes, grösstes und reichstes internationales Organ. Viel wichtiger als solche gelegentliche Schwierigkeiten war jedenfalls die durch alle jene Unternehmungen bezeugte Thatsache, dass das Interesse für die Archäologie ausserordentlich an Umfang gewonnen hatte. Durfte das Institut einen Theil des Verdienstes sich selber zumessen, so gewann es dadurch auch wiederum an Boden für seine eigenen ferneren Bestrebungen.

Eine ähnliche Erstarkung der archäologischen Studien trat an den deutschen Universitäten hervor. Als Gerhard im Jahre 1837 von Italien bleibend nach Berlin übersiedelte, gab es in Deutschland nur wenige Universitäten, welche der Archäologie einen festen Platz in ihrem Lehrplan angewiesen hatten: München und Heidelberg, Jena und Kiel mochten etwa genannt werden, vor allen aber Bonn und Göttingen, wo schon Heyne vielbesuchte Vorlesungen über Archäologie gehalten hatte. Müllers reiche Göttinger Wirksamkeit fand bald darauf ihr jähes Ende; in Bonn war Welcker noch lange thätig die Archäologie in enger Verbindung mit Mythologie und Poesie zu behandeln und zahlreichen Schülern Augen und Herz für die Hoheit und Schönheit antiker Kunst zu öffnen. Dazu kam nun Berlin, wo Gerhard und Panofka auch an der Universität ihre Wirksamkeit entfalteten. Auch in dieser Hinsicht fand im Beginn der vierziger Jahre ein Wandel statt. Jüngere Männer, wie Jahn Wieseler Urlichs Curtius, denen sich bald noch andere anschlossen, traten neben die älteren Vertreter des Faches. Sie alle waren in Rom gewesen und verdankten einen Theil ihrer archäologischen Ausbildung dem Verhältniss, in welchem sie zum Institut gestanden hatten. Keiner in höherem Grade als Otto Jahn, welcher der Archäologie als Student ziemlich fern geblieben war, aber während eines Aufenthaltes in Paris, und namentlich in Rom unter Brauns Anleitung zu den Studien angeregt ward, welche er nach seiner Rückkehr als Schriftsteller und Docent mit grösster Lust und grösstem Erfolge betrieb. Jahn liess es sich besonders angelegen sein, philologische und archäologische Studien in engste Verbindung mit einander zu setzen, die bereits erstarkte Methode der Philologie auf die dem Spiel der Willkür noch allzu sehr preisgegebene Archäologie zu übertragen, und in den von ihm zuerst eingeführten archäologischen Uebungen die Studenten praktisch in die Behandlung der wissenschaftlichen Probleme einzuführen. Eine ähnliche Thätigkeit erblühte bald auch anderwärts, selbst an kleineren Universitäten, meistens unterstützt von Abgusssammlungen nach dem

Muster der zuerst von Welcker in Bonn gegründeten. Es konnte keine bessere Vorbereitung geben auf den Besuch des Südens mit seinen Antikenschätzen; war doch diese ganze akademische Thätigkeit gleichsam ein Abbild dessen, was die Lehrzeit am Institut den nunmehrigen Lehrern der Archäologie an Anschauung und Belehrung geboten hatte.

Wie im akademischen Unterricht, so zeigte sich die Nachwirkung des Institutes auch bei aller archäologischen Arbeit. Ohne die lange Reihe der von jenem veröffentlichten Denkmäler, ohne die daran anknüpfenden, überallhin sich verzweigenden Forschungen in den Annalen, ohne die Fülle der im Bullettino niedergelegten neuen Thatsachen, endlich ohne solche Sammelwerke wie Gerhards «Auserlesene Vasenbilder» und «Etruskische Spiegel», welche ebenfalls in innerem wie äusserem Zusammenhang mit dem Institut entstanden, kann die jüngere Generation sich archäologische Arbeit überhaupt nicht mehr vorstellen. In der That bezeichnen jene Publicationen die Scheide, welche die ältere Archäologie von der jüngeren trennt; sie haben an ihrem Theil einer neuen frischen Thätigkeit den Boden bereitet. Und nicht bloss die Schriften des Institutes kamen hier in Betracht. Beständig waren deutsche Gelehrte, Archäologen wie Philologen, für ihre Arbeiten auf Rom hingewiesen, auf dessen Museen und Bibliotheken. Da bot ihnen die Anstalt auf dem tarpeischen Felsen die natürliche Vermittelung dar, mochten sie nun selber kommen oder die Hilfe der dort lebenden Gelehrten in Anspruch nehmen. Die ganze deutsche Wissenschaft würde mit dem Aufgeben des Institutes einen trefflichen Vorposten, die jüngeren Gelehrten den sicheren Anhalt für ihre römischen Studienjahre verloren haben.

Ganz besonders trat endlich die Bedeutung des Institutes hervor in dem grossartigen Aufblühen der lateinischen Epigraphik sammt der davon unzertrennlichen Disciplin der römischen Alterthümer. Diese Wissenschaft verehrte als ihren Herrn und Meister Bartolommeo Borghesi, welcher von Anfang an für das Institut von Gerhard gewonnen worden war und ihm stets die gleiche Anhänglichkeit bewährt

hat. Als bald nach Kellermanns Tode Braun nach San Marino kam, sprach Borghesi es offen aus, wenn Kellermann zu epigraphischer Tüchtigkeit gelangt sei, so sei das nur durch das Institut geschehen, und wenn seine eigenen Briefe darauf einen Einfluss geübt hätten, so verdanke Kellermann auch dies lediglich dem Institut. Zu Borghesi pilgerte Henzen, sobald er sich den epigraphischen Studien zugewandt hatte; Borghesi suchte auch Mommsen am Anfang und am Ende seines italienischen Aufenthalts auf, um sich von ihm die Wege weisen zu lassen und ihm die Ergebnisse seiner Wanderungen und Forschungen vorzulegen. Alle drei, Kellermann Mommsen Henzen, haben dem verehrten Altmeister dankbar die stattlichen Erstlingsfrüchte ihrer epigraphischen Studien dargebracht. Im Schosse des Instituts erwuchs so, wenn auch nicht der erste Plan, so doch jene eifrige Thätigkeit, welche in Mommsens Sammlung der neapolitanischen Inschriften das erste Muster kritischer Behandlung bot und endlich nach langer Prüfungszeit dem von der Berliner Akademie unternommenen *Corpus Inscriptionum Latinarum* zu statten kommen sollte. Mit Mommsen und Henzen hatte sich als willkommener Dritter de Rossi verbunden, welcher wiederum durch das Institut zuerst den Genossen nahe getreten war. Ohne das Institut, seine ausgebreiteten Verbindungen und seine feste Centralisation, wäre das Zusammenbringen des Stoffes, namentlich in Italien, ganz unmöglich gewesen; durch die Bildungsanstalt des Instituts sind auch alle die jüngeren Gelehrten gegangen, welche das Vertrauen der Lenker zur Mitarbeit berufen hat. So legt denn das grosse Quellenwerk lateinischer Epigraphik das beredteste Zeugniss ab für die Erspriesslichkeit jenes Zusammenwirkens italienischer und deutscher Wissenschaft, welches im römischen Institute verkörpert ist.

Wer sich im Jahre 1856, wo freilich noch nicht alle diese Verhältnisse gleich klar zu Tage lagen wie heute, jene Frage vorlegte, ob an dem Verfall des Institutes eine chronische oder eine acute Krankheit die Schuld trage, der konnte über die Antwort nicht im Zweifel sein. Wenigstens niemand in

Deutschland, wo die wohlthätigen Wirkungen des Instituts am meisten empfunden wurden. In Italien war damals, von einzelnen ausgezeichneten Ausnahmen abgesehen, das archäologische Studium eher im Abnehmen. Die Reihen der älteren Vertreter lichteten sich zusehends; im selben Jahre mit Braun starben Secchi, Canina und Orioli. Auch in Frankreich stand es eben um jene Zeit nicht günstig. Die 1848 gestiftete athenische Schule hatte noch wenig Früchte gezeitigt, erst kürzlich war Beulé von dort heimgekehrt, der erste einer Reihe jüngerer Männer, welche bald die archäologischen Studien in Frankreich neu beleben sollten. Von den älteren Vertretern waren manche, wie Letronne und Raoul-Rochette, bereits gestorben, andere entwickelten nur geringe Thätigkeit, wenige blieben in ihrem Eifer so gleichmässig wie Lenormant und de Witte. So war es erklärlich wenn Luynes den Eindruck hatte, die Archäologie sei im Absterben, und wenn er deshalb den Zeitpunkt für gekommen hielt das Institut lieber zu schliessen, als es langsam hinsiechen und zuletzt vielleicht ein unrühmliches Ende mit finanziellem Ruin nehmen zu lassen: «der Zweck dem es immer nachgestrebt hat ist dafür zu ehrenvoll». Auch Bunsen war nicht frei von ähnlichen Besorgnissen. Muthiger fassten dagegen die übrigen Mitglieder der Direction die Sachlage auf, und ebenso muthig äusserte sich Henzen. Alles kam darauf an, ob es gelang die tüchtigen Mitarbeiter wieder heranzuziehen und jüngere Kräfte hinzuzugewinnen, die seit Jahren etwas erlahmte Theilnahme der italienischen Correspondenten neu zu beleben, den Sitzungen, welche in den letzten Jahren fast in den Sand verlaufen waren, erhöhtes Interesse zu sichern, vor allem aber für Braun den geeigneten Nachfolger zu finden und den für den Augenblick nicht gerade bedrohlichen, aber für die Zukunft nicht genügend gesicherten Finanzverhältnissen eine festere Basis zu schaffen.

Die nächste Sorge, die um die Wiederbesetzung von Brauns Stelle, war bald gehoben. Das Institut war so glücklich unter den Männern, welche ihre Ausbildung vorwiegend ihm selber verdankten, einen zu besitzen, auf den sich sofort alle Blicke

und Wünsche richteten: Heinrich Brunn. Ihn brachte Henzen in Vorschlag, und Brunn war auch sogleich bereit seine Bonner Stellung mit derjenigen in Rom zu vertauschen. Die ganze Direction, auch die Sekretäre der auswärtigen Sectionen Luynes und W. R. Hamilton, stimmten freudig zu, Henzens Entgegenkommen ebnete den Weg, und die preussische Regierung zögerte nicht mit ihrer Bestätigung (2 November). In einem Punkte änderte sich die Stellung der beiden Sekretäre. Henzen hatte vierzehn Jahre lang allzu schwer darunter gelitten, dass dem Rechte nach Braun der einzige dirigierende Sekretär gewesen war und er selbst sich in vielen wichtigen Fragen jenem hatte unterordnen müssen, als dass er nicht selbst eine gleichberechtigte Stellung der neuen beiden Collegen hätte wünschen sollen. An die Stelle eines Dictators mit seinem Reiterführer traten jetzt also zwei Consuln. Die Theilung der Geschäfte ergab sich insofern ganz von selbst, als Brunn die Sorge für den archäologischen, Henzen die für den epigraphischen Theil übernahm. Während Henzen den schon begonnenen Druck der Annalen für 1855 förderte und die Verbindungen mit den alten Freunden des Instituts überall wiederanknüpfte, begab sich Brunn im December auf den Weg gen Süden. In Heidelberg suchte er Bunsen auf. Manche Pläne wurden von den beiden Männern, die sich in den wärmsten Wünschen für ein neues Aufblühen der Anstalt begegneten, durchgesprochen, zum Theil im Anschluss an die Gedanken, welche Bunsen vor mehr als zwanzig Jahren in seiner Denkschrift vom 6 Mai 1835 angeregt hatte. Namentlich wünschte Bunsen neben der unvermeidlichen Mannigfaltigkeit der Einzelmonumente «als solides Hauptstück der Mahlzeit» eine grössere zusammenhängende Publication, die man etwa zunächst stückweise in den jährlichen Denkmälerheften, sodann als gesonderte Sammlung herausgeben könne. Der Gedanke war fruchtbar genug um später, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, aufgenommen zu werden. Zu Anfang des Jahres 1857 langte Brunn in Rom an und begab sich sogleich gemeinsam mit Henzen eifrig an das Werk der Reorganisation.

Inzwischen beschäftigte die Centraldirection, welcher nunmehr auch Lepsius angehörte, ein anderer grösserer Plan. Liess sich auch hoffen, dass durch die Tüchtigkeit und den Eifer der beiden Sekretäre dem Institute bald wieder neues Leben eingeflösst sein würde, so hatte die letzte Krise doch recht deutlich gezeigt, welche Gefahren die Anstalt jederzeit von neuem bedrohen konnten, so lange sie ein Privatinstitut blieb. Die Abnahme der Subscriptionen um beinahe die Hälfte in Folge der braunschen Massnahmen erhöhte diese Bedenken. Von selbst drängte sich der Plan auf, die bisherige zeitweise Unterstützung in eine bleibende, das Privatinstitut in eine Staatsanstalt zu verwandeln, welcher nicht bloss die Förderung der Wissenschaft obliegen, sondern welche auch eine hohe Schule für Jünger der Alterthumswissenschaft, für Gymnasiallehrer, Universitätsdocenten und Museumsbeamte, werden sollte. Der Gedanke war so einleuchtend, dass Gerhard seine früheren Bedenken fallen liess und auch Bunsen in eine Modification seines alten Gedankens von Rom als alleinigem Centrum des Institutes willigte. Luynes, dem die Angelegenheit ebenfalls vorgelegt ward, hielt nur das für fraglich, ob man nicht eine Massregel, die so grosse pecuniäre Opfer verlange, der Initiative des Protectors überlassen müsse. Die politischen Verwickelungen verzögerten den Antrag, der erst am 15 Mai 1857 dem Könige unterbreitet werden konnte. Von M. von Niebuhr, welcher vor zehn Jahren während eines römischen Winteraufenthaltes das Institut hatte schätzen lernen, warm befürwortet, gieng der Antrag den gewohnten Instanzengang und fand überall günstige Aufnahme, bis im November die schwere Erkrankung des Königs eintrat. Jetzt folgte eine Periode der Zögerungen und Schwierigkeiten. Die Aussichten auf das Gelingen wurden so unsicher, dass für das Jahr 1858 eine provisorische Bewilligung erbeten werden musste, welche auch im Juni erfolgte. Endlich, am 15 September 1858, kam fast unverhofft — der frühere Vicepräsident des Institutes von Usedom hatte sich der Angelegenheit lebhaft angenommen — die Anzeige des Ministeriums, dass eine Erhöhung des bisherigen

Zuschusses von 1340 Thalern um 4500 Thaler für die folgenden fünf Jahre auf den nächsten Etat gesetzt worden sei. War der Antrag auf Umwandelung in ein Staatsinstitut damit auch nicht erfüllt, sondern nur die temporäre Subvention des Staates bedeutend erhöht worden, so war doch auch dies Resultat schon so erheblich und für die Zukunft so vielversprechend, dass Gerhard voll dankbarer Freude seine geliebte Anstalt nach dreissigjährigen Mühen für sicher geborgen halten durfte. Im April 1859 genehmigte das Abgeordnetenhaus den Posten, und am 1 Oktober ergieng das Ministerialrescript, welches dem Institut seine neue Basis gab.

Durch die erhöhte Dotation konnte nicht bloss den Sekretären ihr knapper Gehalt einigermassen aufgebessert werden, sondern es ward der Anstalt selbst nach allen Seiten eine grössere Actionsfreiheit gewährt. Die Subscriptionen waren auf eine so niedrige Ziffer herabgesunken (niedriger als die Zahl der Subscribenten am Schluss des Gründungsjahres gewesen war), dass diese Zahl wenigstens als auch in Zukunft sicher angesehen werden durfte. Der Zuschuss der Regierung gab nun aber volle Gewissheit, dass die Publicationen unter dem geringen Erlös nicht leiden würden. Ausserdem erhielt die Bibliothek, welche bisher fast nur durch Geschenke sich vergrössert hatte, einen festen Fonds, und eine gleiche Summe ward zur Beschaffung von Zeichnungen und für wissenschaftliche Reisen bestimmt. Endlich wurden zwei Reisestipendien für junge, in Preussen promovierte oder für das höhere Lehramt geprüfte Gelehrte gestiftet, «um die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniss des klassischen Alterthums möglichst zu verbreiten, insbesondere um für das römische Institut für archäologische Correspondenz leitende Kräfte und für die vaterländischen Universitäten Lehrer der Archäologie heranzubilden» (Statut vom 3 Februar 1860). Für diese Stipendiaten sollten die Sekretäre des Institutes allwinterlich eine Erklärung der Museen und archäologische oder epigraphische Uebungen veranstalten. Die Wichtigkeit dieser ganzen Neuerung

leuchtet ein; jetzt erst ward Welckers Wunsch, der älter war als das Institut selbst, zu voller Wahrheit.

Zugleich führte das der Berliner Centraldirection übertragene Recht, die Gesuche der Bewerber zu prüfen und dem Ministerium je zwei Stipendiaten vorzuschlagen, zu einer Erweiterung der Direction, welche jetzt als eine dem Staate gegenüber verantwortliche Aufsichtsbehörde eine wesentlich andere Stellung als früher erhielt. Bunsen blieb Generalsekretär; Gerhard und Lepsius (Panofka war 1858 gestorben) verstärkten sich zunächst durch Mommsen und H. Abeken, bald darauf (1860) durch Haupt und Meineke, noch später (1864) durch Hercher. Eine kurze Zeit gehörte auch O. Jahn der Centraldirection an (1859), jedoch erwies sich der Geschäftsgang durch die Entfernung des Wohnsitzes als so erschwert, dass Jahn bald wieder austrat; auch legte Welcker die nunmehr gegenstandslos gewordene Stellung eines Sekretärs der deutschen Section nieder. In demselben Jahre 1859 starben der Präsident des Institutes Metternich, und Hamilton, der Sekretär der englischen Section. Eine *Notizia intorno l'Instituto di corrispondenza archeologica* (1860) gab von allen diesen Aenderungen Kunde. Aber schon bald traten neue Personaländerungen ein. Am 16 April 1860 starb Borghesi, am 29 November Bunsen, am 2 Januar 1861 der königliche Protector! Gewaltig mahnten diese schweren Verluste an die hohen Verdienste, welche diese ältesten und edelsten Schützer und Gönner der Anstalt sich um dieselbe erworben hatten, und es mischte sich damit das Dankgefühl für den soeben neugewonnenen festen Halt, welcher dem Institute auch ohne das wiederholte Eingreifen persönlicher königlicher Huld ein stetiges Gedeihen sicherte. König Wilhelm gewährte am 25 März die Bitte der Direction, an Stelle seines königlichen Bruders das Protectorat zu übernehmen. Als Generalsekretär trat Gerhard ein; Lepsius und Mommsen theilten sich in die Mühwaltung eines Sekretärs der Direction.

* * *

Am 27 Februar 1857 eröffneten Henzen und Brunn von neuem die Sitzungen des Institutes. Sogleich bewährte sich die alte Anziehungskraft; die Theilnahme war nicht bloss lebhafter als in den letzten traurigen Jahren, sondern sie hob sich bald auf eine höhere Stufe als je zuvor. Ausser den beiden Sekretären trug namentlich de Rossis rege Theilnahme dazu bei, den Verhandlungen stets neues Interesse zu verleihen. Auch Fort. Lanci, der seit zehn Jahren den Sitzungen ferngeblieben war, obschon er sich durch sein Auftreten im Jahre 1849 um das Institut wohlverdient gemacht hatte, erschien wieder und übernahm die Rolle des Protokollführers. In den nächsten Wintern nahm Pater Garrucci, welcher wegen seiner wissenschaftlichen Reisen den Verdacht der bourbonischen Regierung erregt und das Königreich Neapel hatte verlassen müssen, sehr lebhaften Antheil, indem alten Fehden gegenüber das Recht der Verjährung eintrat. Der bejahrte Herzog von Sermoneta und der belgische Gesandte Meester van Ravestein, ein eifriger Sammler, bewährten durch Mittheilung neuerworbener Antiken oder sachkundiger Bemerkungen ihr Interesse. Auch ein weibliches Ehrenmitglied, die Gräfin Lovatelli-Caetani, stellte sich eifrig zu den Sitzungen ein. Den Festversammlungen pflegte, wie früher Kestner und Usedom, so jetzt Reumont als Ehrenmitglied der römischen Direction zu präsidieren.

Nicht weniger glücklich fielen die Bemühungen der Se kretäre aus, die weitzerstreute Correspondentenschaar wieder um die Fahne des Instituts zu sammeln. Die Reihen waren im Laufe der Jahre und in Folge der politischen Ereignisse stark gelichtet, aber die übriggebliebenen Getreuen stellten sich wieder ein und neue Correspondenten traten in die Lücken. Italien allein war im Laufe des nächsten Jahrzehntes durch etwa vierzig thätige Correspondenten vertreten. Das nächstgrosse Contingent stellte Deutschland; aber auch französische Gelehrte, wie des Vergers, Desjardins, Renier, später Allmer, Decharme, Wescher, sandten Berichte über Alterthümer Italiens, Frankreichs, Algeriens und Griechenlands ein. Letzteres war durch Cigalla, Pervánoglu, Rhusópulos

vertreten; ja auch Dalmatien und Croatien, und selbst Spanien stellten ihre eigenen Correspondenten. Eine Menge von Ausgrabungen, namentlich in der Umgegend Roms und dem übrigen Mittelitalien, lieferten reichen Stoff. Inschriften, griechische und besonders lateinische, liefen von allen Seiten, auch aus grosser Ferne, ein. Es zeigte sich auch hier, für wie eng die Verbindung des Instituts mit den epigraphischen Studien überall galt.

Eine schwere Aufgabe für die Sekretäre war es, die durch die Massnahmen der letzten Jahre und durch Brauns plötzlichen Tod gestörten Publicationen wieder in ihr regelmässiges Geleise zu bringen. Zu Anfang des Jahres 1857 war der Jahrgang 1855 noch im Druck, für den folgenden der grösste Theil der Tafeln vorbereitet, aber vom Texte nichts vorhanden; für die Fortsetzung fehlte es in dem Apparat des Instituts, mit Ausnahme einiger Vasenbilder, an fast allem Material. Nur weniges konnte aus Brauns Nachlass übernommen werden. Dennoch gelang es dem Eifer der Sekretäre bis zum Beginn des Jahres 1860 die Lücken auszufüllen und sämmtliche Jahrgänge, 1859 eingeschlossen, fertigzustellen. Die Erfüllung des von allen Seiten geäusserten Wunsches, das frühere Format wieder aufzunehmen, ward dadurch erleichtert, dass das Verlagsrecht noch vor Ablauf der vertragsmässigen Zeit an das Institut zurückfiel. Schon das Bullettino für 1856 erschien wieder im alten Octavformat, und von 1857 an ward zugleich mit dem Druck in Rom ganz die alte Form wiederhergestellt, indem die Publicationen der dreijährigen Zwischenzeit auch durch ein besonderes Register ihren äusseren Abschluss erhielten. Ein stärkerer Gegensatz lässt sich kaum denken, als zwischen den beiden fast ausschliesslich braunschen Annalenbänden und dem Schlussbande der Reihe (1856), zu welchem wie im Wetteifer die hervorragendsten unter den älteren Mitgliedern in Italien und Deutschland beitrugen; auch Frankreich war durch de Witte vertreten, ein Aufsatz von Luynes hatte noch im Jahrgange 1855 einen Platz gefunden. Die deutschen Gelehrten kehrten gleichsam aus dem Exil in die ihnen von neuem geöffneten Annalen zurück, keiner mit grösserem Eifer

und jugendlicherer Freudigkeit als der dreiundsiebzigjährige Welcker, der das Wiederaufleben des Instituts mit dem herzlichsten Antheil begrüsste und zu jenem Jahrgang allein nicht weniger als fünf Artikel spendete. Auch Gerhard, Jahn und Mommsen, Wieseler und Stark, Friedländer und Schmidt stellten sich fortan neben vielen andern als mehr oder weniger regelmässige Gäste wieder ein. Von der früheren französischen Section bewies auch fernerhin fast nur de Witte die alte Anhänglichkeit, dazu sein belgischer Landsmann Roulez; doch wandten auch jüngere Gelehrte wie Desjardins, Wescher und einige andere den Annalen werthvolle Beiträge zu. Sehr lebhaft war die Theilnahme der Italiener. Zu den älteren Freunden der Anstalt, Cavedoni, Fiorelli, Migliarini, Rosa, de Rossi u. a., traten zahlreiche neue Genossen hinzu, zunächst Conestabile, Garrucci und C. L. Visconti; allmählich schlossen sich P. Bruzza, Salinas, M. S. de Rossi, Pellegrini, Lanciani, Gamurrini, G. Jatta und andere an. Werthvoll war auch die Theilnahme des in Rom ansässigen russischen Architekten S. Iwánoff. Von Athen aus endlich wirkten Pervánoglu, Postolacca, Rhusópulos mit.

Diese grosse Zahl von Mitarbeitern erhielt einen dem Institut nächstverbundenen Zuwachs durch die jungen deutschen Gelehrten, welche jetzt wieder wie vor dem Jahre 1848 in grösserer Menge Rom zuströmten, namentlich seit die Stipendienordnung 1860 ins Leben getreten war. Dieser zufolge wurden jährlich zwei junge Leute mit den Mitteln ausgestattet Italien, und in den meisten Fällen auch Griechenland zu besuchen, auf ein oder zwei Jahre, je nach der Zahl der Bewerber und je nachdem nur eine allgemeine Orientierung auf dem klassischen Boden oder eine selbstthätige Mitwirkung an den archäologischen oder epigraphisch-antiquarischen Studien beabsichtigt war*. Rom allein ist ja so

* Die Namen der Stipendiaten sind folgende; ein Stern bezeichnet, dass dem betreffenden das Stipendium für das nächste Jahr verlängert ward. 1860 (Jan.) Conze, Michaelis. 1860 (Herbst) *Kiessling, Wachsmuth. 1861 *Reifferscheid. 1862 *Helbig. 1863 *Kekulé. 1864 *Benndorf. 1865 Graser. 1866 *Bormann, *Dilthey. 1868 *Förster,

überreich, dass man mit jedem Winter gleichsam wieder von vorn anfangen muss: so sehr pflegen die Studien des vergangenen Jahres die Kenntnisse und Anschauungen erweitert und den ferneren Studien einen neuen Boden bereitet zu haben. Manchen war auch ein mehr als zweijähriger Aufenthalt vergönnt, welchen auch ausserhalb Roms fruchtbar zu machen die allmählich sich steigernde Leichtigkeit des Verkehrs innerhalb Italiens ermöglichte. Den Stipendiaten schlossen sich fast regelmässig andere Studiengenossen, auch wohl ältere Fachgenossen an, da das Beispiel der glücklichen Romfahrer die zurückgebliebenen Gefährten zur Nachahmung anspornte und Eisenbahnen und Dampfschiffe dafür sorgten, dass dem alten Spruche *non cuivis homini contingit adire Corinthum* allmählich seine Geltung entzogen ward. Es ist unmöglich die Reihen aller dieser Jünglinge hier vorzuführen; die meisten stehen in den Sitzungsprotokollen oder in den Schriften des Institutes eingezeichnet. Natürlich war der Zudrang zu der *casa tarpea* und den Wohnungen in der Nachbarschaft nicht in allen Jahren gleich stark. Im Anfang dieser Periode vertrat nur E. Hübner, demnächst Michaelis die deutsche Jugend, aber schon im Winter 1860/61 konnte Gerhard seine Freude über ein volles Dutzend von *dottori* und *dottorini* aussprechen, welche dort die «Archäologie der Zukunft» betrieben, «ein ganzes Doctorenspital» wie er sich mit scherzhaftem Hinweis auf die ursprüngliche Bestimmung des Hauses ausdrückte*. Eine ähnliche Hochfluth trat um die Mitte des Jahrzehnts ein, wo eine noch grössere Anzahl gleichzeitig oder kurz nach einander auf dem Capitol emsig den gemeinsamen Studien oblag**. Den deutschen Jüng-

*Matz. 1870 Engelmann, Trendelenburg. 1871 *G. Hirschfeld, Lüders. 1872 *Kaibel. 1873 *Robert.

* Conze, Detlefsen, Friederichs, Hercher, Herzog, Th. Heyse, Kiessling, Lugebil, Michaelis, E. Petersen, Reber, C. Wachsmuth.

** Benndorf, Bergau, Helbig, O. Hirschfeld, Hirzel, Kekulé, Klügmann, Köhler, Lübbert, Nissen, Reifferscheid, Schöne, Studemund, Treu, A. Wilmanns, Zangemeister. In die folgenden Jahre fällt, abgesehen von den oben verzeichneten Stipendiaten, die Anwesenheit von Hinck, Jordan, Heydemann, Justi, O. Donner, Schlie, Aldenhoven, R. Schöll u. s. w.

lingen gesellten sich auch gleichstrebende Genossen aus andern Nationen zu, z. B. die Italiener Comparetti, Salinas und Pigorini, die Franzosen Wescher und Rayet, die Holländer du Rieu und Rutgers, der Grieche Pervánoglu u. a. Der tägliche Umgang und die Aehnlichkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen mussten auf alle belebend und anregend wirken; für manche ist der hier auf Roms Boden geschlossene Bund der Freundschaft und der Studien ein Band für das Leben geworden, noch fester als die Freundschaften der Studentenzeit. Auch die Herbigkeit schweren Verlustes ward der jugendlichen Schaar nicht erspart. Im December 1864 ward mitten aus ihrem Kreise heraus der hochbegabte H. Hirzel plötzlich hingerafft, ein trefflicher, von allen geliebter Jüngling. Dem Frühverstorbenen stifteten seine Eltern ein schönes Denkmal, indem sie seine Bibliothek dem Institute schenkten, unter dessen Leitung der Sohn die letzte glückliche und reiche Zeit seines Lebens verbracht hatte.

Im ganzen kamen diese jungen Männer für die specielleren Aufgaben, welche der klassische Süden stellt, schon einigermassen vorbereitet nach Rom, Dank dem Aufschwunge welchen mittlerweile die archäologischen und antiquarischen Studien an den deutschen Universitäten genommen hatten. Die meisten Stipendiaten verdankten ihre Vorbildung der Universität Bonn, wo damals Welcker, Ritschl und Jahn ihre segensreiche Thätigkeit entfalteten. Neben Bonn traten besonders Berlin, wo Gerhard und Friederichs, Böckh und Haupt, Mommsen und Kirchhoff wirkten, und Göttingen hervor, wo die Alterthumswissenschaft unter Curtius, Sauppe und Wieseler blühte. Somit war den Sekretären, welchen die Pflicht oblag zunächst den Stipendiaten bei ihren Studien behilflich zu sein, eine dankbare Aufgabe gestellt. Ein Theil dieser Aufgabe war in den Demonstrationen und Uebungen enthalten, welche allwinterlich stattzufinden hatten. Schon ehe dies von der Centraldirection den Sekretären zur Pflicht gemacht ward, hatte Brunn im Winter 1858/59 eine eingehende Erklärung der römischen Museen begonnen, welcher ein Dutzend Philologen, Archäologen und Freunde des klassischen Alter-

thums mit dankbarem Eifer folgte. Seitdem wiederholte sich diese Einführung in Roms Antikenschätze in jedem Winter für die neuen Ankömmlinge, denen sich aber nicht selten auch ältere Genossen wiederanschlossen. Daneben stellte Henzen mit einem meistens etwas engeren Kreise epigraphische Uebungen an, um die Schüler die nicht immer leichte Kunst des Lesens und Abschreibens und die noch schwerere des Verstehens der Inschriften zu lehren. Die Hilfsleistungen bei den Arbeiten des *Corpus Inscriptionum Latinarum* boten weitere Gelegenheit zur Unterweisung, wie denn die meisten Mitarbeiter an diesem grossen Werke Mommsens und Henzens persönliche Schulung durchgemacht haben. Seit dem Ende der fünfziger Jahre kamen eine Zeit lang die lehrreichen Excursionen in die Campagna und die sonstige Umgebung Roms hinzu, an denen der kundige Leiter Pietro Rosa auch der capitolinischen Jugend theilzunehmen erlaubte. Ein besonderes Fest für diese war es, wenn de Rossi sie einmal durch die Katakomben führte oder im christlichen Museum des Laterans in die symbolische Bildersprache der altchristlichen Kunst einweihte. Wiederum in ein ganz anderes Gebiet eröffnete Newton, damals englischer Consul in Rom, einen Einblick, als er am 17 Februar 1860 im grossen Saale des Palastes Caffarelli die reiche Ausbeute seiner Grabungen an der Stelle des Mausoleums ausstellte und die Kunst des Skopas und seiner Genossen an ihrem Meisterwerke anschaulich machte. So bot und vermittelte das Institut seinen Zöglingen Belehrung und Genuss in reichster Fülle.

Unter den Hilfsmitteln des Institutes darf auch die Bibliothek nicht vergessen werden, welche sich in dieser Zeit immer mehr dem Ziele näherte, den hauptsächlichsten litterarischen Apparat für archäologische und epigraphische Studien zu umfassen. Der kleine regelmässige Etat und mehrfache ausserordentliche Bewilligungen aus dem Reservefonds wurden in dankenswerther Weise durch grössere oder kleinere Geschenke ergänzt, welche von den Verfassern oder Verlegern, von den Angehörigen des verstorbenen Hirzel, von der

preussischen Regierung dargeboten wurden. Besonders reiche Gaben liefen wiederholt von der kaiserlich französischen Regierung ein, hauptsächlich durch L. Renier vermittelt, welcher zuerst im Jahre 1860 ein warmes persönliches Interesse für das Institut gewann und durch seine epigraphischen Studien wie durch die gemeinsame Sorge für die Herausgabe der Werke Borghesis in regem Verkehr mit Henzen blieb.

Die etwas reicheren Mittel, welche jetzt dem Institut zu Gebote standen, wiesen auch einen kleinen Posten für wissenschaftliche Reisen der Sekretäre oder der von ihnen beauftragten Gelehrten auf; andere Reisen wurden durch die Vorarbeiten zum *Corpus Inscriptionum Latinarum* veranlasst, und auch die Stipendien dienten zum Theil ähnlichen Zwecken. So unternahm gleich in den ersten Jahren Brunn eine Reise durch Etrurien, welche zunächst eine Revision der zerstreuten Lokalsammlungen zum Zwecke hatte, aber auch weitere Pläne anregte. Kurz darauf bereisten Conze und Michaelis Griechenland, Hübner Spanien; aus Kleinasien sandte der dem Institut befreundete Perrot inhaltsreiche Berichte. Nicht bloss die unmittelbaren Ergebnisse solcher Reisen kamen den Werken des Instituts zu gute, sondern vielfach wurden ihm dadurch auch weitere Mitarbeiter gewonnen. Neapel und Unteritalien hatten sich allzu lange genaueren Untersuchungen entzogen, und immer wieder drang Gerhard darauf dieses wichtige Gebiet, welches die politischen Ereignisse auch der Wissenschaft wieder geöffnet hatten, gleichsam von neuem zu erobern. Nissen und Schöne, Helbig und Zangemeister, Kekulé und Benndorf, Heydemann und Matz, aus Sicilien Schubring berichteten bald im Wetteifer über die dortigen Schätze. Durch die zuvorkommende Liberalität Fiorellis, damals Directors der Neapler Museen, ward es Helbig möglich, seinen Katalog der herculanischen und pompejanischen Gemälde (1868), Heydemann, denjenigen der Neapler Vasen (1872) anzufertigen; wie in Rom selbst Benndorf und Schöne dem lateranischen Museum den gleichen Dienst erwiesen hatten (1867) und Matz ein Verzeichniss sämmtlicher zerstreuten Bildwerke der ewigen Stadt vorbe-

reitete. So waren die grundlegenden Arbeiten Gerhards aus seiner Reisezeit in grossem Umfang wieder aufgenommen. Auch Athen, das immer regelmässiger in dem Reiseplan der Stipendiaten und ihrer Freunde seine Stelle fand, ward in gleichem Sinne durchforscht. Kekulés Katalog der Sculpturen im Theseion (1869) und Heydemanns Verzeichniss der kleineren athenischen Sammlungen (1874) waren ein neuer Anfang wissenschaftlicher Kataloge von Griechenlands Antiken; Matz Verzeichniss der Bildwerke auf der Akropolis blieb leider unvollendet. Ergänzt wurden diese Katalogarbeiten durch andere Publicationen, in welchen die Abbildungen in den Vordergrund traten, z. B. Kekulés Schrift über den Tempel der Athena Nike (1869), Schönes Sammlung griechischer Reliefs (1872), Benndorfs Werk über die Metopen von Selinunt (1873), die Publicationen von Conze, Benndorf und Heydemann über griechische Vasen (1862. 1869. 1870).

Durch diese letzteren Werke ward das bildliche Material der Archäologie ausserordentlich bereichert. Neben der Menge neuen Stoffes war noch besonders die stilgetreue Wiedergabe der Denkmäler bemerkenswerth, welche die meisten dieser Publicationen anstrebten. Zugleich füllten sich in Rom durch die Fürsorge Brunns und später Helbigs die Mappen des Instituts mit anderen Zeichnungen, welche theils die hie und da auftauchenden und meistens rasch wieder verschwindenden Monumente des Kunsthandels und des Privatbesitzes für die wissenschaftliche Benutzung retten, theils für die Publicationen des Instituts immer reichen Stoff vorbereiten sollten. Auch hierfür hatte der neue Etat eine bescheidene Summe ausgeworfen. Das Material boten zunächst die noch keineswegs erschöpften Museen Roms, welche Brunn systematisch auszubeuten begann, das lateranische Museum, die Villen Borghese und Albani u. s. w. Sehr bald kamen dazu die überaus reichen Sammlungen des Marchese Campana, welche der Besitzer bisher allzu ängstlich verborgen gehalten hatte, welche aber 1857 vom Staate mit Beschlag belegt wurden. Mit Erlaubniss der Behörden

konnte Brunn in den nächsten Jahren die Hauptstücke dieses seltenen Schatzes zeichnen lassen, ehe derselbe nach Petersburg und Paris zerstreut ward. Ebenso gelang es die ganze Ausbeute der von Fortunati im Winter 1857/58 an der Via Latina entdeckten Gräber dem Institut in Abbildungen zu sichern. Des Vergers stellte die von François für ihn aufgedeckten Wandgemälde eines Vulcenter Grabes, der Fürst Barberini die reichen etruskischen Bronzeschätze seiner Nachgrabungen in Palestrina, Aless. Castellani seine lehrreiche Reihe von Vasen aus Cerveteri und andere Denkmäler seines Besitzes zur Verfügung: in den Festsitzungen des Jahres 1864 stellte letzterer einmal vierhundert Ringe, ein andermal vierzig Cäretaner Vasen aus. So war also das vielseitigste Interesse den Publicationen des Institutes gesichert, deren Jahrgänge nun auch wegen des stets reichlich zufliessenden Stoffes regelmässig im Beginn des nächsten Jahres erscheinen konnten.

Der bunte Wechsel der neu zum Vorschein kommenden Denkmäler und die Verschiedenheit der älteren und jüngeren Mitarbeiter, je nach Nationalität, wissenschaftlicher Schulung und persönlicher Anlage, prägten den Monumenten und den sie begleitenden Annalen einen sehr mannigfaltigen Charakter auf, in welchem die Hauptziele und Hauptrichtungen der neueren Archäologie zu vollem Ausdruck kamen. Der Grundzug fast aller hier niedergelegten Forschungen war ein kunstgeschichtlicher. Aber bald ward das Hauptgewicht auf die mythologischen Ideen gelegt, welche sich im Bildwerk verkörpert hatten; bald wurden die Darstellungen eines bestimmten Sagenkreises oder einer einzelnen Erscheinung des antiken Lebens im Zusammenhange betrachtet, um auf diesem engeren Gebiete die Wechselwirkung des Inhalts und der künstlerischen Form im allmählichen Verlauf der Kunstgeschichte zu verfolgen; bald bildete die stilistische Analyse den Ausgangspunkt zur Betrachtung der künstlerischen Entwicklung eines Göttertypus oder einer ganzen Monumentenklasse. Man könnte die angedeuteten Richtungen etwa als diejenigen Gerhards, Welckers und Jahns, und

Brunns bezeichnen. Es ist durchaus natürlich, dass bei der jüngeren Generation, welche bald die Hauptarbeit an den Annalen versah, die beiden letzteren Richtungen überwogen, je nachdem die massgebenden Einflüsse der Lehrer und der eigenen Natur mehr auf eine Betrachtung der antiken Kunst in ihrer kulturhistorischen Bedeutung, im Zusammenhange mit der Poesie und der Religion, hindrängten, oder die Entwickelung der künstlerischen Form als Hauptsache betonten, und je nachdem in der Behandlungsweise mehr die philologische Methode oder eine der Naturwissenschaft vergleichbare analytische Betrachtung der Form vorherrschte. Als Beispiele mögen einerseits die zahlreichen Arbeiten über Gruppen von Vasen oder Sarkophagen verwandten Inhalts dienen, andrerseits die Analysen der farnesischen und der castellanischen Hera, des Hephästos, des Hypnos, des steinhäuserschen Apollonkopfes. Es versteht sich von selbst, dass beide Richtungen einander nicht widersprechen oder ausschliessen, daher denn auch in manchen Arbeiten der Annalen eine glückliche Vereinigung derselben hervortrat.

Unter den Gegenständen, welchen diese Forschungen gewidmet waren, nahmen, wie in den ersten Zeiten des Instituts, einen besonders grossen Platz die Denkmäler Etruriens ein, theils weil jetzt erst die hierin besonders reichhaltigen Schätze der Sammlung Campana zugänglich wurden, theils in Folge neuer ergiebiger Ausgrabungen. Glücklich fügte es sich, dass sowohl die etruskische Sculptur wie die etruskische Malerei in hervorragenden Mustern verschiedener Epochen zum Vorschein kamen und somit einen genaueren Einblick in die verschiedenen Stufen der etruskischen Kunstentwickelung gestatteten: Forschungen, an denen hauptsächlich Brunn und Helbig sich betheiligten. Eine dritte Gruppe bildeten die eingeritzten Umrisszeichnungen bronzener Spiegel und Cisten, von denen namentlich die letzteren in einer früher ungeahnten Menge aufgefunden wurden. Leider bieten sie nur selten einen künstlerischen Genuss, wie der Helenaspiegel, aber für die Kunstgeschichte Mittelitaliens und wegen mancher seltenen Darstellung sind

auch sie von Wichtigkeit. Neben dieser geschlossenen Masse etruskischer Kunstwerke steht eine grosse Anzahl von Monumenten, an welche sich Untersuchungen über griechische und römische Kunstgeschichte anschlossen. Die Vasenfunde von Caere führten auf die wichtige Frage nach dem Umfange und den verschiedenen Arten der Nachahmung innerhalb der Vasenmalerei. Die archaische Kunst war beispielsweise durch ein altspartanisches Relief und durch eine bisher übersehene Statue der Villa Albani vertreten. Von den drei Schülern des Ageladas trat Polyklet mit seiner Amazone, Myron mit seinem Marsyas, Phidias mit einer von Lenormant entdeckten, unscheinbaren aber dennoch höchst werthvollen Copie seiner Parthenos auf; zahlreiche attische Reliefs vervollständigten das Bild dieser Höhezeit griechischer Kunst. Die nach Basel gekommenen steinhäuserschen Köpfe des Herakles und des Apollon, Brunns glänzende Entdeckung der attalischen Weihgeschenke, der pompejanische bronzene Apollon und die daran sich knüpfenden Fragen nach der Schule des Pasiteles, die Auffindung des Typus der cäsarischen Venus Genetrix, die polychrome Statue des Augustus aus der Villa seiner Gemahlin Livia: das sind Beispiele, welche zeigen können, dass keine Epoche der Kunstgeschichte leer ausgieng. Die Sarkophage regten die Frage nach dem Verhältniss der späteren Sculptur zur Malerei an, und immer deutlicher trat die Aufgabe in den Vordergrund, das künstlerische Eigenthum der hellenistischen und der römischen Zeit genauer zu scheiden, oder richtiger das Vorwiegen spätgriechischer Gedanken und Formen, wie in der Poesie, so auch in der Kunst des kaiserlichen Italiens nachzuweisen. Hierfür war Pompeji der wichtigste Punkt, dem sich daher auch eine erneute und geschärfte Aufmerksamkeit zuwandte. Helbigs Untersuchungen über die campanische Wandmalerei (1873) waren die erste zusammenfassende und bahnbrechende grössere Arbeit auf diesem Felde.

Auch der modernste Zweig der Archäologie, die sogenannte prähistorische Forschung, auf die Umgegend Roms angewandt, blieb den Werken des Institutes nicht fern. Die

Reste des servianischen Stadtwalles und die Grundmauern des capitolinischen Juppitertempels leiteten hinüber in die ältesten Zeiten Roms, die Ruinen der palatinischen Kaiserpaläste und die aus dem Tiberschlamm wiedererstehende Stadt Ostia in die Zeit, da das kaiserliche Rom die alte Welt beherrschte. An diesen speciell römischen Untersuchungen waren hauptsächlich Römer betheiligt, wie M. S. de Rossi, P. Rosa und C. L. Visconti. Die epigraphische Forschung, besonders durch Henzen, Mommsen und G. B. de Rossi vertreten, war nicht weniger mannigfaltig, mochte sie nun die ersten Denkmäler der faliskischen Sprache ans Licht ziehen, oder Militärdiplome, Gladiatorentesseren und die Akten der Arvalbrüderschaft erklären, oder der Wachmannschaft der Hauptstadt und den Marinetruppen ihre Quartiere, den Besuchern des Amphitheaters ihre Plätze anweisen, oder die im alten Rom übliche Art Gesetze aufzubewahren und zu öffentlicher Kenntniss zu bringen aufhellen, oder endlich kritische Untersuchungen über die Tradition unserer epigraphischen Texte anstellen. Forschungen über die Laren und andere altitalische Götter und über Gegenstände aus dem Gebiete der griechischen und römischen Kultusalterthümer, meistens anknüpfend an bildliche oder inschriftliche Denkmäler, vervollständigten die Mannigfaltigkeit, welche die Annalen umfassten.

Eben diese alljährlich sich erneuernde Buntheit des Inhaltes machte es wünschenswerth, die Thätigkeit des Instituts daneben auch auf grössere zusammenhängende Arbeiten zu richten, dergleichen in Gerhards «Spiegeln» und «Vasenbildern», oder in Lenormants und de Wittes *Elite céramographique* vorlagen und in grösstem Umfange grade jetzt in der Sammlung der lateinischen Inschriften unternommen wurden. Brunn, welcher schon mit Bunsen ähnliche Gedanken erwogen hatte, stellte im März 1861 den Antrag, die bescheidenen Ueberschüsse, welche eine sparsame Verwaltung dem Etat abzugewinnen wusste, für solche Sammlungen ganzer Monumentenklassen zu verwenden, und schlug um der verhältnissmässig leichten Ausführbarkeit willen

zunächst eine Sammlung der Reliefs etruskischer Aschenkisten vor, für welche schon Gerhard einigen Apparat zusammengebracht hatte. Die Centraldirection bewilligte die Mittel, und Brunn machte sich sofort ans Werk. Im Jahre 1870 konnte der erste Band erscheinen *, welcher nicht bloss um seines Inhaltes willen, sondern ebenso sehr als erster Schritt des Institutes auf einer neuen Bahn freudige Anerkennung fand. Schon kurz vorher hatten die erfolgreichen Ausgrabungen im heiligen Hain der Arvalenbrüderschaft, welche zu grossem Theil der Munificenz des Königs und der Königin von Preussen verdankt wurden, eine Extrapublication des Institutes hervorgerufen: die Herausgabe und Bearbeitung der dort gefundenen zahlreichen und historisch wichtigen Urkunden durch Henzen, welcher die ganze Ausgrabung veranlasst, möglich gemacht und geleitet hatte **. Um dieselbe Zeit erschien auch, von Helbig besorgt, eine neue Centurie von Gemmenabdrücken, die siebente, nachdem fast dreissig Jahre seit der Herausgabe der fünften und sechsten verflossen waren.

Ein paar weitere Sonderpublicationen hatten ihren Anlass in Jubiläen Welckers und Gerhards. Als Welcker im Herbst 1859 das hundertste Semester einer in seltenem Masse erspriesslichen Lehrthätigkeit geschlossen hatte, bot ihm das Institut nicht bloss eine litterarische Festgabe dar durch die Abbildung der borghesischen Anakreonstatue mit Brunns Erläuterung ***, sondern es forderte auch gemeinsam mit der Berliner archäologischen Gesellschaft alle Verehrer des ehrwürdigen Veteranen auf, ihm in einer Adresse ihre

---

* *I rilievi delle urne etrusche pubblicati a nome dell' Instituto di corrispondenza archeologica da Enr. Brunn. Vol. I. Ciclo troico.* Rom 1870.

** *Scavi nel bosco sacro dei fratelli arvali per larghezza delle LL. MM. Guglielmo ed Augusta Re e Regina di Prussia operati dai signori Ceccarelli. Relazione a nome dell' Instituto di corrispondenza archeologica pubblicata da Gugl. Henzen.* Rom 1868.

*** *Anacreonte. Al ch. cav. F. T. Welcker strenna festosa per la ricorrenza semisecolare delle prime lezioni da esso dettate dalla pubblica cattedra offerta dall' Instituto di corrispondenza archeologica.* Rom 1859.

Glückwünsche darzubringen. Der Aufruf, den italienischen Mitgliedern des Instituts von Henzen mitgetheilt, fand unter diesen mehr als ein halbes Hundert Unterschriften; nicht wenige nahmen auch durch Beiträge an der Gründung einer «Welckerstiftung» an der Universität Bonn Theil. Als dann sechs Jahre später der Tag heran kam, an welchem Gerhard vor fünfzig Jahren als erster *doctor rite promotus* der Berliner Universität seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte, erfüllte das Institut einen alten Wunsch seines Stifters, indem es dem aus Gerhards eigenster Initiative hervorgegangenen Einzelbande der *Memorie dell' Instituto* einen zweiten Band folgen liess*. Einundvierzig Mitglieder, meistens italienische und deutsche, lieferten Beiträge, welche zugleich die wissenschaftliche Regsamkeit und die Dankbarkeit des Instituts gegen seinen Gründer bezeugten. In der That bekannte Gerhard, «dass ihm nicht leicht eine grössere Freude bereitet werden konnte, als die Vollendung jenes defecten Institutswerkes durch gelehrte Beiträge so vieler werthen Institutsgenossen».

Dasselbe Jahr 1865, welches eine so freudige Feier veranlasste, brachte dem Institut einen schweren Verlust durch den Abgang Brunns von Rom auf den archäologischen Lehrstuhl in München. Hatte sich einige Jahre früher eine ähnliche Gefahr glücklich beseitigen lassen, so konnte diesmal das Institut mit der Hauptstadt Baierns nicht wetteifern. Die neun Jahre von Brunns römischer Wirksamkeit waren nach allen Seiten hin segensreich gewesen. Der archäologische Theil der Institutsthätigkeit war von ihm in feste Gleise geleitet worden, in denen nur fortgeschritten zu werden brauchte; und indem er sich in München bald eine Wirksamkeit schuf, welche zahlreiche Jünger der Archäologie ihm zuführte, blieb er auch in der Ferne für sein Institut thätig. In Rom trat Wolfgang Helbig an seine Stelle. Es ward also schon jetzt zur Wirklichkeit, was bei Gründung der Stipendien als ein

---

* *Nuove Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica.* Leipzig 1865. Die Redaction besorgte H. Jordan.

Zweck derselben hingestellt worden war: das Institut konnte dem engsten Kreise seiner eigenen Zöglinge den Mann entnehmen, welcher fortan neben Henzen die Arbeiten der Anstalt leiten und für die Fortbildung der Stipendiaten sorgen sollte. Die Wege waren gewiesen. Wenn aber auf ihnen die Publicationen so gleichmässig weitergiengen, dass man den Wechsel in der Leitung wenig gewahr ward, so war dies kein geringes Verdienst Helbigs. Als getreuer Vertreter einer langjährigen Institutstradition verblieb neben dem jüngeren Genossen Henzen, welcher im Jahre 1867 ein volles Vierteljahrhundert der Anstalt angehörte. Obwohl er eine öffentliche Feier des Gedenktages ablehnte, konnte er doch weder verhindern dass ein kleiner Kreis jüngerer Capitolsgenossen ihm ein litterarisches Zeugniss dankbarer Ergebenheit widmete*, noch dass die stattliche Anzahl von 164 Mitgliedern des Instituts dem bewährten Lenker desselben als *bonarum litterarum apud duas nationes propagatori*, *Italorum Germanorumque amicitiae stabilitori*, *qui neminem laesit*, *omnes singulosque adiuvit*, *amico suavi*, *hospiti comi*, *homini bono* durch eine silberne Votivtafel huldigte.

Die Periode, welche die bisherige Darstellung umfasst, sollte noch mit einer Reihe schwerer Verluste abschliessen. Am 12 Mai 1867 starb Ed. Gerhard. Bis zum letzten Augenblicke gehörten seine Gedanken der Anstalt, welche er gegründet und in guten und bösen Tagen stets mit wahrhaft väterlicher Liebe behütet und gepflegt hatte. Bis zum letzten Augenblicke hielt er auch die Correspondenz in Ehren, nach welcher er seine Stiftung benannt hatte, und empfand herzliche Freude an Henzens auch in dieser Beziehung sich stets gleich bleibender Treue. Der regelmässige

---

* *Strenna festosa offerta al ch. cav. Gugl. Henzen in occasione del ventesimo quinto annovale della feconda sua attività nell' Instituto di corrispondenza archeologica.* Rom 1867. Die Spender waren Benndorf, Bormann, Dilthey, Heydemann, Hinck, O. Hirschfeld, Jordan, Kekulé, Klügmann, Schöne, A. Wilmanns. Die Abhandlung, über eine merkwürdige Vase der Sammlung Santangelo, rührte von Kekulé her, welcher seit dem Herbst 1865 als Henzens Assistent fungierte.

Brief aus Rom gehörte zu den Bedürfnissen seines Lebens; blieb er einmal aus, so liess Gerhard mit eigenen Briefen nicht nach, bis die Lücke ausgefüllt war. Ein Vierteljahrhundert umfasste dieser rege Briefwechsel; den letzten Brief dictierte Gerhard fünf Wochen vor seinem Tode, Henzens letzter Brief traf den Freund nicht mehr am Leben. Seit Jahren des Augenlichtes beraubt, behielt Gerhard nichtsdestoweniger die Fäden mannigfaltigster persönlicher Beziehungen fest in der Hand, und ward nicht müde auch das Geschäftliche, das von der Archäologie einmal unzertrennlich ist, wie eine wissenschaftliche und persönliche Aufgabe zu betreiben. Nicht bloss das Institut verlor in ihm seinen Gründer und Lenker: für die ganze Archäologie war er der Organisator und das lebendige persönliche Centrum gewesen. In dieser Eigenschaft ist Gerhard unersetzt geblieben, und wird auch nicht leicht einen Ersatz finden.

Noch im selben Jahre folgte ihm der Herzog von Luynes. Traurige Erlebnisse hatten ihn seit Jahren der Archäologie entfremdet; seine ganzen Antikenschätze hatte er dem Staate geschenkt. Als er aber am 2 November 1867 nach Rom kam, erwachte die alte Liebe wieder. Sein erster Gang war aufs Capitol. Er sprach gegen Henzen seine Bereitwilligkeit aus, die Ausgrabungen bei der Kirche SS. Cosma e Damiano, welche neue Fragmente des capitolinischen Stadtplanes in Aussicht stellten, zu unterstützen, wie er das gleiche kurz zuvor für die Ausgrabungen im Arvalenhain zugesagt hatte. Es war der Tag der Schlacht von Mentana. Die Anstrengungen, welche er sich in Folge derselben zumuthete, brachen seine Kraft: er starb in Rom an seinem Geburtstage, dem 15 December. Mit ihm schied der letzte jener Männer, deren Initiative das Institut ins Leben gerufen hatte. Von den ursprünglichen Mitgliedern der Direction war jetzt nur noch Welcker am Leben. Ein Jahr später (17 Dec. 1868) schloss auch er die müden, schon seit Jahren umdüsterten Augen, bald nachdem er sein fünfundachtzigstes Jahr angetreten hatte. Sechs Jahrzehnte waren verflossen, seit er in Rom von Zoega und Humboldt Abschied

genommen; was er damals gewünscht hatte, war über Verhoffen in Erfüllung gegangen. So sank die alte Generation der Stifter, Gönner und Freunde des Institutes dahin. Aber auch eine jüngere Kraft folgte ihnen nur zu bald. Am 9 September 1869 starb Otto Jahn. In seiner archäologischen Bildung bereits ein Zögling der Zeit, in welcher das Institut den Mittelpunkt dieser Studien bildete, dem Institute selbst und Braun für die entscheidendsten Anregungen verpflichtet und bis an sein Ende dankbar, war er stets, obwohl er der Direction nur kurze Zeit angehörte, einer der treuesten und eifrigsten Mitarbeiter des Institutes gewesen. Zugleich hatte er auf die archäologischen Studien Deutschlands einen Einfluss gewonnen, welcher in den meisten der jüngeren Institutsgenossen, in seinen unmittelbaren Schülern von Bursian bis auf Matz und Robert, wie in denen, auf die er nur durch seine Arbeiten gewirkt hatte, deutlich zu Tage trat. Sein letzter Plan war der Beginn einer Sammlung der antiken Sarkophage, eine Arbeit, welche völlig in die Pläne des Institutes einschlug; einer seiner liebsten und anhänglichsten Schüler sollte den Plan aufnehmen.

Wenn der Tod unter den bewährtesten Vertretern der Archäologie so reiche Ernte hielt, durfte man doppelt dankbar sein, das Institut wenigstens vor äusseren Erschütterungen gesichert zu wissen.

V

Die erhöhte Subvention des preussischen Staates, welcher das Institut die Grundlage für seinen neuen Aufschwung verdankte, war 1859 nur auf fünf Jahre bewilligt worden. Als die Regierung sie nach Ablauf dieser Frist von neuem beantragte, ward aus der Mitte des Abgeordnetenhauses die Hoffnung laut, dass aus einer zeitlich begrenzten eine bleibende Unterstützung werden möchte. Aehnliche Wünsche, welche ja bereits den ursprünglichen Anträgen zu Grunde gelegen hatten, waren von der Centraldirection schon seit dem Jahre 1861 wiederholt erwogen worden, da es nicht ganz an Gelegenheiten fehlte, welche das missliche einer Privatanstalt in fremden Landen fühlbar machten. Aber erst zu Anfang des Jahres 1867 gewannen diese Wünsche die greifbare Gestalt eines Antrages an den König, welchen auch Gerhard, obschon bereits schwer leidend, noch unterzeichnete (18 Februar). Es musste als eine Ungerechtigkeit erscheinen, dass die Lenker einer Anstalt, welche thatsächlich die deutsche Forschung in dem alten Heimatlande der Wissenschaft und Kunst vertrat und für die deutschen Jünger der Alterthumswissenschaft eine Art Oberuniversität darstellte, nicht die gewöhnlichen Rechte der Beamten desjenigen Staates besassen, dem sie einen solchen Dienst leisteten, sondern gewissermassen expatriiert waren. Zu dieser mehr persönlichen Erwägung

trat die allgemeinere, in der damaligen Unsicherheit der politischen Verhältnisse begründete hinzu, dass es sich empfehle der nunmehr genügend erprobten Anstalt den festen Schutz zu sichern, welchen lediglich die Umwandelung in eine Staatsanstalt gewähren konnte. Die französische Akademie in Rom und die französische Schule in Athen bewiesen, welche Vortheile ein fester Anschluss an den heimischen Staat und dessen wissenschaftliche Institute der stetigen, ungestörten Entwickelung solcher auswärts errichteten Observatorien für Kunst und Wissenschaft bieten konnte. In Preussen liess sich der Anschluss am einfachsten an die Berliner Akademie bewirken, welcher bereits die zu Ehren Humboldts, Savignys und Bopps begründeten Stiftungen zugewiesen waren, und welche durch die von ihr besorgten Sammlungen der griechischen und lateinischen Inschriften ihren Beruf zur Leitung dieser ganzen Interessen glänzend bewiesen hatte. Um dem Institut indessen seine bisherige freie Bewegung möglichst zu lassen, sollte einer eigenen, vorzugsweise, aber nicht ausschiesslich aus Akademikern gebildeten Commission, unter Aufsicht und Auctorität der Akademie, die Leitung des Institutes übertragen werden.

Dieser Antrag, welcher keine erhöhte Geldforderung in sich schloss, hatte, nachdem die Centraldirection ihn nochmals empfohlen, den gewünschten Erfolg. Am 18 Juli 1870 genehmigte König Wilhelm die Uebertragung des Institutsetats aus dem Extraordinarium in das Ordinarium des preussischen Staatshaushaltes. Das entsprechend abgeänderte Statut ward am 25 Januar 1871 von der Centraldirection festgestellt, demnächst von der Akademie genehmigt, dem Ministerium unterbreitet, und am 2 März 1871 bestätigte es der König, nunmehr deutscher Kaiser, in seinem Hauptquartier Versailles. Da die ganze Aenderung den wissenschaftlichen Charakter und die Art der Thätigkeit des Institutes garnicht berührte, sondern lediglich die äusseren Verhältnisse desselben regelte und sicherte, enthielt auch das Statut mehr eine Festsetzung der bisher giltigen als eine Aufstellung neuer Regeln. «Das Institut ist preussische Staatsanstalt und hat sein Domicil in

Berlin; die wissenschaftliche Thätigkeit desselben aber concentriert sich in Rom, wo regelmässig seine Schriften erscheinen»: dieser Satz des ersten Paragraphen bezeichnet präcis das neue und das alte im Statut. Die Bestimmung des wissenschaftlichen Gebietes kehrte, gegenüber der Ausdehnung auf das ganze Alterthum in den Statuten von 1834, zu der ursprünglichen Beschränkung auf das klassische Alterthum zurück, indem «die Denkmäler der griechischen und römischen Epoche» als Gegenstand der Forschung bezeichnet wurden. Sonst blieben die Instructionen für die Sekretäre und die Bestimmungen über die Reisestipendien im wesentlichen ungeändert. Die Berliner Centraldirection, deren Competenz ebenfalls nur genauer bestimmt ward, sollte fortan regelmässig aus fünf Mitgliedern der Berliner Akademie und aus zwei durch Cooptation bestellten ausserakademischen Mitgliedern bestehen. Da an Gerhards Stelle sein Nachfolger E. Curtius 1868 in die Direction eingetreten war und der 1870 verstorbene Meineke durch Kirchhoff ersetzt ward, so entsprach die Zusammensetzung der Centraldirection (Curtius, Haupt, Kirchhoff, Lepsius, Mommsen; Abeken, Hercher) vollkommen der obigen Regel, so dass es auch hier einer Aenderung nicht bedurfte.

Schon sehr bald sollte eine wichtige Angelegenheit die Zweckmässigkeit der neuen Ordnung auf die Probe stellen. Das Lokal, welches Bunsen im Jahre 1835 für das Institut hatte errichten lassen, hatte sich schon kurz nachher als feucht erwiesen, so dass kostbare Kupferwerke zu Grunde giengen und die Bücherschränke auf hohe Gestelle gesetzt werden mussten, um den Einflüssen der Bodennässe entzogen zu werden. Im Laufe der Jahre hatte sich der Feuchtigkeit eine allgemeine Baufälligkeit des allzu rasch errichteten Gebäudes zugesellt, und überdies verlangten die wachsenden Schätze der Bibliothek und des Archivs dringend eine Erweiterung. Seit langer Zeit bildeten diese Klagen einen stehenden Artikel in dem Jahresbericht der römischen Sekretäre. Die Anwesenheit des Architekten Paul Laspeyres in Rom hatte im Jahre 1866 zur Aufstellung verschiedener Entwürfe

den Anlass gegeben, ohne dass doch die ganze Angelegenheit über das Stadium blosser Vorberathungen hinausgekommen wäre. Da sah sich 1870 ein höherer preussischer Beamter, welcher den Zustand des Hauses untersucht hatte, zu der amtlichen Erklärung veranlasst, dass das Gebäude so schlechterdings nicht länger bestehen könne. Zu gleicher Zeit mussten die aus O. Jahns Bibliothek erworbenen werthvollen Bücher, sowie eine reiche unmittelbar vor dem Kriege vom Kaiser Napoleon übersandte Schenkung wegen Platzmangel unausgepackt in den Kisten verbleiben. Endlich erklärte der Berliner Akademiker G. Parthey sich bereit seine philologische Bibliothek, etwa 2500 Bände stark, dem Institut zu schenken, wenn für eine angemessene Aufstellung Rath geschafft werde (19 Mai 1871). So stellte also die Centraldirection am 30 Juni 1871 den dringlichen Antrag an das Ministerium, allen diesen Gefahren und Uebelständen durch einen Neubau abzuhelfen. Das Ministerium erkannte die Nothwendigkeit an, aber die Verhandlungen über den Bauplatz und den Umfang, welcher dem Neubau gegeben werden sollte, sowie die Anfertigung der verschiedenen Pläne durch Laspeyres nahmen begreiflicherweise längere Zeit in Anspruch. Endlich, im December 1872, entschied sich der Minister Falk für das umfänglichste Project, nach welchem der sog. grosse Speicher (*granarone*) neben der *casa tarpea* (er hatte einst einen Theil von E. Brauns Fabriken beherbergt) vollständig umgebaut werden sollte, dergestalt dass nicht bloss die Bibliothek nebst Sitzungs- und Arbeitsräumen darin Platz fände, sondern auch für die beiden Sekretäre und die Stipendiaten Wohnungen eingerichtet würden. Im Februar 1873 waren die Pläne und Kostenanschläge fertig; dass die Ausführung aber nicht vom preussischen Ministerium angeordnet ward, hatte seinen Grund in einer weiteren Neugestaltung, welcher das ganze Institut unterzogen wurde.

Schon bald nachdem dieses zur preussischen Staatsanstalt gemacht worden war, wurden unter den Vertretern anderer deutscher Bundesstaaten Stimmen des Bedauerns laut, dass man nicht lieber eine Reichsanstalt daraus gemacht habe;

besonders beklagte das der bairische Gesandte Graf Tauffkirchen. In der That war dies so recht eine Aufgabe für das neue Reich des Friedens, welches der Kaiser in seiner ersten Thronrede verkündet hatte. Preussen hatte von je her das Institut nicht als eine speciell preussische, sondern als eine Anstalt deutscher Wissenschaft unter seinen Schutz genommen. Von den Sekretären, welchen Preussen den Gehalt zahlte, war kein einziger ein geborener Preusse: Braun stammte aus Gotha, Henzen aus Bremen, Brunn aus Anhalt, Helbig aus Sachsen. Der Genuss der Reisestipendien war nicht an preussische Staatsangehörigkeit gebunden (die Stipendiaten waren in der That zu grossem Theile Nichtpreussen), sondern es sollte nur durch preussische Examina der Behörde die Sicherheit gegeben sein, dass bei der Vorbedingung der Würdigkeit der gleiche Massstab zur Geltung gekommen sei. Bairische Stipendiaten, wie überhaupt Gelehrte deutscher oder jeder anderen Nationalität, fanden stets beim Institut die gleiche Unterstützung, wie preussische Gelehrte. Die Bibliothek zumal kannte keinerlei nationale Schranke, und italienischen oder französischen Theilnehmern zu Gefallen waren die praktischen Curse mehrfach in italienischer oder französischer Sprache gehalten worden. Ueberhaupt hatte der internationale Charakter der wissenschaftlichen Anstalt dadurch nicht den mindesten Abbruch gelitten, dass die Kosten derselben von dem preussischen Staate getragen wurden. Die Uebernahme des Institutes auf das Reich konnte nach alle diesem nur natürlich erscheinen, und begegnete in der That nirgends einem Widerspruch. Ja, als am 17 Mai 1872 die Budgetcommission des Reichstages die Aufforderung an den Reichskanzler beantragte, «auf die Umwandelung des archäologischen Instituts zu Rom in eine Reichsanstalt mit einer angemessenen Dotierung bei Aufstellung des Haushaltsetats für 1874 Bedacht zu nehmen», durfte der Berichterstatter die Annahme dieses Antrages für so selbstverständlich halten, dass er sich jeder Begründung enthielt, und es nur dem Abgeordneten v. Bunsen überliess, den baldigen und würdigen Neubau des Institutsgebäudes

mit warmen Worten zu empfehlen. Der Reichstag trat dem Hauptantrage bei, und der Bundescommissar v. Bülow konnte demselben die günstigste Aufnahme beim Bundesrath in Aussicht stellen.

Aehnlichen Erfolg hatte auch der zweite Antrag der Budgetcommission, «die Gründung einer Zweiganstalt dieses Instituts in Athen ins Auge zu fassen». Dieser Antrag, von dem Berichterstatter Kapp in glänzender Rede begründet, war im Schosse der Centraldirection bereits im Februar jenes Jahres von Curtius angeregt und mit ähnlichen Gründen gestützt worden. Schon seit längerer Zeit hatte die preussische Regierung darauf gehalten, dass ihrer athenischen Gesandtschaft wo möglich ein tüchtiger junger Alterthumsforscher beigegeben ward. Als der erste derselben, A. von Velsen, starb, hatte sie ferner auf Antrag der Centraldirection des Institutes dessen Bibliothek erworben (1861), und so für die litterarische Thätigkeit jener Gelehrten ein bleibendes Hilfsmittel geschaffen. Auf Velsen war C. Wachsmuth gefolgt, dann nach längerer Zwischenzeit U. Köhler, welcher von 1865 bis 1872 theils die Arbeiten der Berliner Akademie für eine Sammlung der attischen Inschriften gefördert, theils eigene Leistungen auf diesem Gebiete gezeitigt hatte. Ausserdem war es bereits zur Regel geworden, dass die Institutsstipendiaten und ihre Genossen einen Theil ihrer Reisezeit in Athen zubrachten. Da machte sich denn der Mangel eines festen Anhaltes sehr fühlbar, wie ihn eben das römische Institut für die ewige Stadt bot, und wie ihn in Athen selbst seit lange in glänzender Weise die französische Schule ihren Zöglingen gewährte. Auch liess sich nicht verkennen, dass trotz der erspriesslichen Thätigkeit der letzteren und trotz der Regsamkeit der einheimischen archäologischen Gesellschaft die Sammlung und Verwerthung archäologischer, epigraphischer und topographischer Entdeckungen und Beobachtungen für eine neue Anstalt vollauf genügenden Raum liess, zumal da der Eifer der griechischen Gelehrten fast ausschliesslich den epigraphischen Studien, diesen freilich mit glänzendem Erfolge, und etwa noch der Numismatik

galt. Für die Durchführung einer solchen Aufgabe konnte natürlich nicht mehr Rom das Centrum sein, sondern Athen musste neben Rom treten; erst dadurch liess sich hoffen, allmählich den ganzen weiten Umfang und mannigfaltigen Inhalt der klassischen griechischen Kultur auf den bezeichneten Gebieten ähnlich zu beherrschen und zugänglich zu machen, wie dies von Rom aus für die italische Kultur gelungen war. In solchem Sinne war am 4 April ein Antrag der Centraldirection auf Gründung einer athenischen Abtheilung des Institutes gestellt worden. Der Antrag im Reichstage kam nun diesen Wünschen zu Hilfe. Auch hier ward von dem Vertreter der Regierung die Aussicht eröffnet höheren Ortes geneigtes Gehör zu finden.

Diese Hoffnung ward binnen kurzem zur Gewissheit. Alle drei Pläne, die Umwandelung des Institutes in eine deutsche Reichsanstalt, die Erweiterung desselben durch eine athenische Abtheilung und der Neubau in Rom, wurden von den Reichsbehörden gebilligt. Am 9 Juni 1873 genehmigte der Reichstag sämmtliche Anträge der Regierung. Es war keineswegs bloss ein Uebergang von einer Behörde an eine andere, von dem preussischen Kultusministerium an das auswärtige Amt des deutschen Reiches, sondern durch die Gründung der athenischen Anstalt und die bedeutende Erhöhung der Dotation wurden dem Institute theils ganz neue Ziele gewiesen, theils die Verfolgung der bisherigen in grösserem Umfange ermöglicht. Es galt zunächst, durch eine Revision der Statuten hierfür die geeigneten Formen zu finden.

Die Aenderungen betrafen vor allem die Zusammensetzung der Centraldirection, die Stellung des übrigen Personals und die Stipendien. Die Centraldirection musste als Verwaltungsbehörde ihren festen Sitz in Berlin behalten. Die ziemlich lose Verbindung mit der dortigen Akademie war einerseits so unverfänglich, andrerseits durch die Verdienste, welche grade diese Akademie sich um die antiquarischen Studien erworben hatte und fortwährend erwarb, so wohl berechtigt, dass in Ermangelung einer allgemeinen deutschen Akademie die Berliner Anstalt füglich ihren Ehren-

posten behalten durfte. Dagegen war es natürlich, dass nach Analogie der Münchener historischen Commission die Direction für gewisse Hauptgeschäfte durch eine Anzahl ausserberlinischer Archäologen verstärkt würde. Den sieben Berliner Mitgliedern wurden also vier auswärtige hinzugefügt. Der Gesammtdirection, für deren Verhandlungen eine Generalversammlung im Frühling anberaumt ward, stand die Cooptation ihrer nichtakademischen Mitglieder zu, ferner die Wahl der Sekretäre, der Herausgeber grösserer Sonderpublicationen und der Stipendiaten, die Verfügung über den Reservefonds und über die zu wissenschaftlichen Unternehmungen bestimmten Summen, endlich die Prüfung der Jahresberichte und Rechnungen der Sekretäre; alle sonstigen Geschäfte verblieben den Berliner Mitgliedern. Die beiden römischen und der eine athenische Sekretär wurden Reichsbeamte; der Wirkungskreis der Sekretäre blieb unverändert. Anstatt der früheren zwei wurden vier reichlicher dotierte Stipendien für solche klassische Archäologen gegründet, welche an einer deutschen Universität den Doctorgrad erworben oder vor einer deutschen Staatsbehörde die höhere Gymnasiallehrerprüfung bestanden haben. Ein fünftes Stipendium, für christliche Archäologie, ward auf Wunsch der Regierung hinzugefügt, ohne dass die statutarische Beschränkung der wissenschaftlichen Thätigkeit des Instituts auf das griechisch-römische Alterthum dadurch eine Aenderung erfuhr.

Es erhob sich der natürliche Wunsch, dass ein deutsches Reichsinstitut auch in Deutschland selbst ein in deutscher Sprache erscheinendes wissenschaftliches Organ besitze. Hierfür bot sich die seit Gerhards Tode von E. Hübner redigierte archäologische Zeitung dar, welche ja von je her zum Institut in naher Beziehung gestanden hatte. Sie ward also auf den Institutsetat übernommen und die Wahl ihres Redacteurs der Centraldirection übertragen. Ebenso ward die seit 1872 als Supplement des *Corpus Inscriptionum Latinarum* von Henzen, de Rossi, Mommsen und G. Wilmanns im Auftrage des Instituts herausgegebene *Ephemeris*

epigraphica auf den Institutsetat gesetzt*. Dagegen erschien es mit Rücksicht auf die ebenso nothwendige wie erwünschte Theilnahme der italienischen Mitarbeiter und Leser angemessen, für die Publicationen des römischen Instituts die Beschränkung auf die italienische, französische und lateinische Sprache beizubehalten. Es ist nicht mehr als einfache Gastespflicht gegen die liebenswürdige Nation, welche der fremden Anstalt nicht bloss eine ruhige Stätte des Wirkens, sondern auch die eigene lebhafte Theilnahme gewährt, dass man sich bloss solcher Sprachen bediene, welche in ganz Italien überall mit Leichtigkeit verstanden werden und überdies keinem Archäologen fremd sein dürfen; mag es auch dem einen oder anderen deutschen Gelehrten weniger anstehen seine Arbeiten in das fremde Gewand zu kleiden oder kleiden zu lassen. Anders stand es bei den Publicationen des athenischen Instituts. Hier lag zum Gebrauch der italienischen Sprache gar kein Anlass vor, dagegen durfte natürlich das Griechische auf Aufnahme rechnen. Da ferner unter den griechischen Gelehrten, von denen so viele einen Theil ihrer wissenschaftlichen Bildung auf deutschen Universitäten erhalten, die Kenntniss des Deutschen viel verbreiteter ist als in Italien, so stand hier dem Gebrauch, selbst dem vorwiegenden Gebrauch der deutschen Sprache nichts entgegen. Für alle diese Publicationen, wie für die Gehalte, die wissenschaftlichen Reisen und die Vermehrung des Apparates und der Bibliothek, waren die etatsmässigen Summen entweder überhaupt erst eingestellt oder reichlicher als früher bemessen. Dazu kam dann noch als neuer Posten eine nicht unbedeutende Summe für besondere, vom Institut ausgehende wissenschaftliche Unternehmungen.

Am 18 Mai 1874 erfolgte die kaiserliche Genehmigung der Umwandelung des Institutes in eine Anstalt des deutschen Reiches, sowie der neuen Statuten. Bereits im Juni ergänzte sich die Berliner Direction, aus welcher Haupt und Abeken

---

* *Ephemeris epigraphica, corporis inscriptionum Latinarum supplementum, edita iussu instituti archaeologici Romani.* Rom und Berlin 1872 ff.

mittlerweile durch den Tod ausgeschieden waren, und welche neben ihren fünf akademischen Mitgliedern (Curtius, Hercher, Kirchhoff, Lepsius, Mommsen) als nichtakademische Mitglieder den hanseatischen Minister Krüger und Schöne umfasste, durch Cooptation der auswärtigen Mitglieder Brunn in München, Kekulé in Bonn, Michaelis in Strassburg, und Overbeck in Leipzig. Zum Vorsitzenden ward Lepsius gewählt, zum Redacteur der einstweilen von Curtius und Schöne fortgeführten archäologischen Zeitung Fr. Matz, und nachdem dieser schon im December 1874 gestorben war, Max Fränkel*, zum Sekretär des athenischen Institutes O. Lüders. Am Winckelmannstage ward das athenische Institut in feierlicher Sitzung eröffnet, und von den einheimischen Vertretern der Wissenschaft freundlich willkommen geheissen. Da Lüders schon im nächsten Herbst seine Stelle niederlegte, um sie mit einer anderen zu vertauschen, entschloss sich Ulrich Köhler seinen Wirkungskreis an der neu errichteten Universität Strassburg aufzugeben und seine Kräfte der athenischen Anstalt zu widmen; alle, denen die Entwickelung der deutschen Anstalt in Athen am Herzen lag, begrüssten diesen Entschluss mit gleich freudigen Hoffnungen. In der Centraldirection selbst entstand bald durch Herchers Tod eine neue Lücke. Als fünftes akademisches Mitglied trat der von Wien nach Berlin übergesiedelte Conze ein, welchem im Jahre 1878 die Stellung und die Geschäfte eines Generalsekretärs übertragen wurden. Den vielfach veränderten Aufgaben der Anstalt gemäss, welche die Correspondenz nicht mehr als deren Hauptzweck noch auch als Hauptmittel ihrer Wirksamkeit erscheinen liess, bürgerte sich allmählich anstatt des alten Namens der allgemeinere «deutsches archäologisches Institut» mehr und mehr ein.

* * *

* Archäologische Zeitung herausgegeben vom archäologischen Institut des deutschen Reichs. Redacteur: M. Fränkel. Band XXXIV ff. Berlin 1876 ff.

Die dem Institut zu Gebote gestellten reicheren Geldmittel, welche seither durch die Liberalität der Reichsbehörden und des Reichstages noch weiter erhöht worden sind, gewährten vor allen Dingen die Möglichkeit energischer auf dem Wege fortzuschreiten, welcher mit der Sammlung der etruskischen Aschenkistenreliefs betreten war. Was Eckhel in seiner *Doctrina numorum* für die Münzen geleistet, was Zoega für die Marmorsculpturen beabsichtigt, für die römischen Reliefs auch bereits musterhaft begonnen, was Gerhard von neuem energisch angegriffen und in seiner Sammlung der etruskischen Spiegel durchgeführt, was endlich Bunsen in seiner Denkschrift vom 6 Mai 1835 in grossen allgemeinen Zügen entworfen hatte, das sollte jetzt nach und nach seiner Verwirklichung näher geführt werden: für alle einzelnen Denkmälerklassen in Bild und Beschreibung ähnliche Sammlungen zu veranstalten, wie sie die griechischen und lateinischen Inschriften in den grossen Unternehmungen der Berliner Akademie bereits besassen oder eben jetzt erhielten. Erst durch solche grundlegende, möglichst vollständige «Serienpublicationen» wird der archäologischen Forschung diejenige breite und sichere Basis zu Theil werden, von welcher aus sowohl jede Einzelfrage mit besserer Aussicht auf Erfolg angegriffen, wie der Ueberblick über das ganze Gebiet gewonnen werden kann.

Hier stand der Centraldirection ein weites Feld zu eigener Initiative offen. Zufällig hatte Etrurien den Vortritt erhalten, weil dort die einzelnen Gruppen des Materials am leichtesten zu übersehen und in Abbildungen zu beschaffen waren. Brunn arbeitete fort an seinen Reliefs der Aschenkisten, von denen ein zweiter Band bereits dem Abschlusse nahe ist. Für die Ergänzung von Gerhards Spiegelwerk gewann die Centraldirection den Bibliothekar des römischen Instituts A. Klügmann, welchen sein römischer Wohnsitz am besten in den Stand setzt den neu auftauchenden, fast nur in Roms Umgebung zum Vorschein kommenden Monumenten dieser Art nachzugehen (1878). Viel weiter aussehend war der Plan, welchen das Institut gewissermassen als ein Vermächtniss Otto Jahns

übernahm, Zeichnungen der zahlreichen überall zerstreuten römischen Sarkophage zu sammeln, deren Reliefs mehr noch wegen ihres Inhaltes als wegen ihres Kunstcharakters hohes Interesse darbieten. Hier vor allem ist eine methodische und erfolgreiche Behandlung des einzelnen Monuments ohne den Ueberblick aller verwandten Denkmäler unmöglich. Die Centraldirection war so glücklich für die Ausführung dieses grossen Planes in dem eben aus Italien heimkehrenden Stipendiaten Fr. Matz einen Mann zu gewinnen, welcher, als Schüler Jahns und durch eigene Arbeiten mit der Aufgabe völlig vertraut, durch seine Sorgfalt und seine vor keiner Mühe zurückschreckende Gewissenhaftigkeit eine vortreffliche Lösung verbürgte (1870). Matz förderte denn auch energisch die litterarischen Vorarbeiten und begann die Sammlung des Stoffes, zunächst in England und Frankreich, indem der Künstler E. Eichler dahin ihn begleitete oder ihm folgte. Allzu früh raffte der Tod im December 1874 den trefflichen Mann mitten aus dieser Arbeit fort. Die Sammlung des Materials in Sicilien und Italien ward in den nächsten Jahren unter Michaelis Aufsicht fortgeführt, bis 1878 Conze die Leitung übernahm. Auf dessen Anregung hatte schon im Jahre 1873 die Wiener Akademie Hand an eine Sammlung der griechischen Grabreliefs gelegt. Gerade bei diesen grossen Sammelarbeiten ist die Mitwirkung anderer Körperschaften und Vereine nicht bloss möglich, sondern auch hocherwünscht, vorausgesetzt dass überall der gleiche Plan befolgt wird.

In demselben Jahre 1873 war die Centraldirection auf den Antrag Kekulés eingegangen, noch eine andere Serie in Angriff zu nehmen, die der sogenannten Terracotten, Statuen und Reliefs von gebranntem Thon. Mehr als bei vielen anderen Denkmälerklassen ist hier eine vollständige Sammlung nöthig, weil es mehr als anderswo an brauchbaren Vorarbeiten gebricht. Der Versuch diese grossentheils höchst anziehenden Erzeugnisse des antiken Kunsthandwerks zusammenzubringen trägt daher gewissermassen den Charakter einer Entdeckungsreise. In dem Maler L. Otto fand Kekulé

einen vortrefflichen Interpreten der künstlerischen Intentionen jener kleinen Denkmäler, und in seinem Schüler, dem Institutsstipendiaten v. Rohden, einen erprobten Gehilfen. Sicilien, Unteritalien, Griechenland sind bereits durchsucht, zum Theil auch schon die Museen der nördlichen Hauptstädte. Als glänzende Probe erschien 1877 mit Unterstützung des Institutes eine Auswahl der schönsten «Tanagräerinnen», jener reizvollen Figuren welche, gleichsam über Nacht ihren Gräbern entstiegen, plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Zweig griechischer Kleinkunst gelenkt und in raschem Siegeslaufe sich die Bewunderung aller Kunstfreunde erobert haben*. Auch einem weiteren Unternehmen ist die Centraldirection neuerdings näher getreten, das eigentlich allen andern hätte vorangehen müssen, wenn es nicht gerathener wäre lieber die jeweilige Gunst der Verhältnisse zu benutzen und die Aufgaben den verfügbaren Personen und den Umständen anzupassen, als ein an sich berechtigtes Princip streng durchzuführen. Eine methodische Durchforschung und Ausbeutung der gesammten archäologischen Litteratur, einschliesslich der handschriftlichen Aufzeichnungen und Abbildungen welche in Bibliotheken und anderen Sammlungen erhalten sein mögen, (wie sie für die Sammlung der lateinischen Inschriften mit grösstem Erfolge veranstaltet worden ist) wird ein Repertorium der antiken Bildwerke ergeben, dessen Resultate gleichmässig allen Serienpublicationen zu statten kommen werden und ihrer Bearbeitung zu Grunde gelegt werden müssen.

In engem Zusammenhange mit diesen grossen Unternehmungen setzte die Centraldirection auch ihre Fürsorge für zuverlässige Katalogisierung der vorhandenen Antikenschätze fort. Sie unterstützte H. Dütschke bei seiner Inventarisation der oberitalienischen Museen**, und F. v. Duhn bei der Vollendung von Matz Verzeichniss der zerstreuten Sculpturen Roms, welches der Verfasser dem jüngeren

* R. Kekulé, griechische Thonfiguren aus Tanagra. Stuttgart 1878.

** H. Dütschke, zerstreute Bildwerke in Florenz. Leipzig 1875. Die antiken Marmorbildwerke der Uffizien in Florenz. Leipzig 1878.

Freunde als theures Vermächtniss hinterlassen hatte. Das römische Institut gewährte die Mittel, dass Schönes vor Jahren angefertigter Katalog des Museums Bocchi in Adria, dessen Erscheinen lange verzögert war, endlich ans Licht treten konnte*. Auch bei anderen ähnlichen Unternehmungen konnte das Institut hilfreich eintreten. Als eine Aufgabe von besonderer Wichtigkeit erschien es sogleich bei Begründung des athenischen Institutes, eine genaue Aufnahme der Ebene von Athen zu veranstalten. Curtius gab die Anregung und entwarf im Verein mit dem Vermessungsinspector im grossen Generalstabe Kaupert einen Plan, wonach das ganze Thalbecken von Athen neu vermessen und auf sechs Blättern (im Massstabe von 1:25000), ausserdem die Pläne von Athen, Piräeus und Dekeleia in doppeltem Massstabe, verzeichnet werden sollten. Kaupert selbst, der Hauptmann Siemens und die Premierlieutenants G. von Alten und von Weddig führten oder führen noch die Arbeit aus Das ganze Unternehmen überstieg freilich die Mittel des Instituts; das preussische Kultusministerium zögerte aber nicht auf Antrag des Institutes eine bedeutende Summe beizusteuern, durch welche die Vollendung gesichert ward. Das erste fertige Blatt, der Plan von Athen und seiner Umgebung**, konnte als Probe des ganzen Unternehmens dem «Atlas von Athen» beigegeben werden, welchen im Zusammenhange mit diesen Arbeiten Curtius und Kaupert bearbeitet haben***.

In Athen hatte Curtius im Frühjahr 1874, gleichzeitig mit dem Staatsvertrage, in Folge dessen das deutsche Reich es übernahm den Tempelbezirk von Olympia aufzudecken, die ersten Vorkehrungen für das neue Institut betreiben können. Das erste Jahr des Instituts, unter Lüders Leitung,

---

* R. Schöne, *le antichità del Museo Bocchi di Adria.* Rom 1878.

** Athen mit Umgebung, aufgenommen und gezeichnet von J. A. Kaupert 1875, herausgegeben vom deutschen archäologischen Institute in Athen.

*** Atlas von Athen. Im Auftrage des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts herausgegeben von Curtius und Kaupert. Berlin 1878.

diente hauptsächlich dazu alle nothwendigen Vorbereitungen zu treffen; namentlich musste durch Beschaffung einer Bibliothek für die litterarischen Bedürfnisse der Anstalt Sorge getragen werden. Zu selbständigen Publicationen kam es dagegen noch nicht; es bedurfte erst der Anschaffung eigener Typen, um den Druck einer vorwiegend deutschen Zeitschrift in Athen zu ermöglichen. Im Herbst 1875 übernahm Köhler die Leitung des Institutes. Nach dem Muster der römischen Schwesteranstalt begannen mit dem Winckelmannstage die regelmässigen Sitzungen, welche alle vierzehn Tage bis zum April oder Mai fortgesetzt wurden. Die Ausgrabungen des deutschen Reiches in Olympia, diejenigen Schliemanns in Mykenä, der athenischen archäologischen Gesellschaft bei der attischen Ortschaft Spata und am Südabhange der Akropolis — um nur das bedeutendste zu nennen — boten reiche Gelegenheit den Räthseln der Kunstgeschichte sowohl auf dem Gebiete einer vorgriechischen Urzeit wie in der Blüthezeit hellenischer Plastik nachzugehen. Vor allem aber versagte der Boden Griechenlands nie eine Fülle wichtiger und interessanter Steinurkunden aus allen Gebieten altgriechischer Geschichte und Kultur, denen sich stets neue Resultate abgewinnen liessen. Neben Köhler selbst waren es hauptsächlich deutsche Gelehrte, welche in den Sitzungen das Wort ergriffen, theils länger in Athen ansässige, wie Deffner Lolling Oberg, theils die Leiter der olympischen Ausgrabungen und des attischen Kartenwerkes, Curtius Hirschfeld und v. Alten, theils die Stipendiaten des Instituts * und ihre Genossen, mit denen Köhler auch topographische Curse und sonstige Uebungen vornahm. Von den griechischen Gelehrten betheiligten sich einstweilen thätig an den Sitzungen Postolacca,

---

* Stipendiaten waren in diesen Jahren (ein Stern bezeichnet die Verlängerung des Stipendiums für das folgende Jahr): 1874 Julius, Robert, Schreiber, *Weil. 1875 Dressel, *von Duhn, Körte. 1876 *Furtwängler, Knapp, *Milchhöfer, *von Rohden. 1877 *Löschcke. 1878 Dessau, Purgold, Schmidt. Diese sind fast alle auch in Athen gewesen, nicht bloss in Rom. Das Stipendium für christliche Archäologie konnte bisher erst zweimal vergeben werden, 1877 an V. Schultze, 1878 an Dopffel.

Mylonás, Rhusópulos, Lámpros. An freundlichem Entgegenkommen der Behörden und an Liberalität der Sammlungsvorstände gebricht es nirgends.

In der Veranstaltung regelmässiger Sitzungen (die athenische archäologische Gesellschaft begnügt sich mit seltenen Zusammenkünften) folgte dem deutschen Institut sehr bald die französische Schule. Seit einem Vierteljahrhundert in Athen angesiedelt, hatte sich diese überaus reich ausgestattete Schule als eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt für die Stipendiaten des französischen Staates bewährt. Männer wie Beulé, Heuzey, Wescher, Perrot, Foucart, Dumont, Rayet u. a. sind aus ihr hervorgegangen, an deren Namen sich der neue Aufschwung der archäologischen und der griechischen Studien überhaupt in Frankreich vorwiegend knüpft. Denn ebenso sehr wie Topographie, Archäologie nnd Epigraphik gehören sprachliche, litterarische und historische Studien in den Bereich der Anstalt. Seit 1874 war eine Reorganisation derselben im Werke. In A. Dumont gewann sie einen neuen ausgezeichneten Leiter, welcher im Anschluss an die bisher ausschliesslich als französische Bildungsanstalt fungierende Schule im März 1876 ein «Institut für hellenische Correspondenz» eröffnete. Nach dem Beispiel des archäologischen Instituts in Rom, dem es auch den Namen entlehnte, und in Athen veranstaltete auch dieses neue Institut alle vierzehn Tage Sitzungen, welche jedoch auf die Frühlingsmonate beschränkt wurden, und gab von 1877 an ein *Bulletin* heraus. Abgesehen von denjenigen Partien des viel weiter gesteckten Programmes, welche das deutsche Institut principiell ausschliesst, begegnen wir auf archäologischem und epigraphischem Gebiete hier meistens denselben Namen griechischer Theilnehmer, wie bei jenem. Archäologischen Arbeiten widmen sich in Griechenland überhaupt nur wenige einheimische Forscher, und die hervorragenden Vertreter der Epigraphik wenden ihre Thätigkeit lieber griechischen Zeitschriften zu. Zwischen den beiden fremden Instituten herrschten von Antang an Beziehungen freundlicher Collegialität, wie sie den gleichartigen Tendenzen beider Anstalten entsprechen.

Die «Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen» erscheinen seit 1876 in vierteljährlichen Heften. Ihnen fehlt die Beigabe grosser Monumententafeln, statt deren die Betheiligung an dem attischen Kartenwerke eingetreten ist und allmählich noch andere Sonderpublicationen folgen werden. Dagegen vereinigt die Zeitschrift in sich die Aufgaben der römischen Annali und Bullettini, sie bringt wissenschaftliche Aufsätze, zum Theil von grösserem Umfang, und daneben Berichte über die neuen Ausgrabungen und Funde. Eine stattliche Anzahl beigegebener kleinerer Tafeln ist topographischen Aufnahmen, Plänen, Kunstwerken und Inschriften gewidmet. Der Nationalität der meisten Mitarbeiter entspricht der vorwiegende Gebrauch der deutschen Sprache, doch erscheint neuerdings daneben häufiger die griechische. Einstweilen beruhen auch noch die meisten Fundberichte und ähnlichen Nachrichten auf den Ermittelungen, welche vom Institute selbst veranlasst und durch seine Stipendiaten nebst ihren Genossen ausgeführt werden; im Haushalte des Institutes sind dergleichen Erkundigungsreisen vorgesehen. So haben Dressel und Milchhöfer die Antiken Spartas, Körte diejenigen Böotiens katalogisiert, Weil hat von einer Bereisung der Inseln eine Reihe von Beobachtungen heimgebracht. Derselbe berichtete auch über die olympischen Entdeckungen, zu deren Leitung er selbst zeitweilig zugezogen ward. Besonders werthvoll sind die Mittheilungen des Architekten Ziller und des Lieutenants v. Alten über die altathenischen Wasserleitungen und die Anlagen am Dipylon. Aber auch von griechischen Berichterstattern mehren sich allmählich die Zuschriften. Ausser den athenischen Gelehrten Lámpros, Mylonás, Postólacca, Stamatákis sandten Rhomanós aus Corfu, Papadópulos aus Smyrna, Suriás aus Chios Beiträge ein. Die grösseren Aufsätze liefert vor allen Köhler selbst, bald an Inschriften, bald an Ausgrabungen anknüpfend. Ihm stehen auch hierin die in Athen ansässigen deutschen Gelehrten und die Stipendiaten, sowie eine Anzahl älterer deutscher Mitarbeiter zur Seite, welche von Deutschland aus den athenischen Mittheilungen ebenso

wie den römischen Annalen ihr Interesse durch die That zu beweisen suchen.

Neben diesen erweiterten oder neuen Unternehmungen des Institutes hatte die römische Anstalt den Vortheil auf geebneten Bahnen fortschreiten zu können, wenn auch die Vollendung des Königreichs Italien und die Verwandelung Roms in die Hauptstadt desselben einige Aenderungen mit sich brachten. Schon im Jahre 1863 war das Institut in freundliche Beziehungen zu der damals errichteten Bibliothek in Pompeji getreten. Zehn Jahre später ward im Einverständniss mit Fiorelli der Assistent des römischen Sekretariats A. Mau nach Pompeji gesandt, um über die dortigen Ausgrabungen an das Institut zu berichten, was seitdem alljährlich in den Sommermonaten wiederholt worden ist. Maus Untersuchungen über die Entwickelungsstufen der pompejanischen Wandmalerei, deren Ergebnisse zuerst in jenem Jahre 1873 in dem *Giornale degli scavi di Pompei* erschienen, konnten zugleich auf diese Weise am besten fortgeführt werden; das Institut und die archäologische Zeitung gewährten die Mittel, um sie mit den nöthigen Tafeln ausgestattet demnächst als Supplement der Zeitung erscheinen zu lassen. In Rom hielt Helbig im Winter 1874/75 auf den Wunsch des Ministers Bonghi für italienische Studenten Vorlesungen nebst einer Erklärung der Museen, während andere junge Italiener sich den regelmässigen Cursen des Institutes anschlossen. Henzen ward von der italienischen Regierung als Mitglied in die historisch-archäologische Commission berufen, und beiden Institutssekretären widerfuhr die Ehre als «geborene Mitglieder» in die neuorganisierte Akademie der Lincei aufgenommen zu werden. So hat sich also das Verhältniss des deutschen Institutes zu den italienischen Behörden und den verwandten Anstalten auf das beste gestaltet. Auch mit der 1873 in Rom gegründeten Zweiganstalt der athenischen und französischen Schule, welche im nächsten Jahre in eine selbständige «archäologische Schule zu Rom» verwandelt ward, hatte sich sogleich ein günstiges Verhältniss eingestellt. Derselbe Gelehrte Dumont, welcher später nach Athen übersiedelte, erwies

sich als Director der römischen Schule ebenso zuvorkommend gegen das ältere Institut, wie dieses sich der neuen Anstalt nützlich zu machen suchte. Die Bibliothek und die Sitzungen des deutschen Institutes werden von den Zöglingen der «französischen Schule» fleissig besucht.

Die Menge der Antiken, welche die Neubauten der Hauptstadt ans Licht förderten, führte bald zur Bildung eines neuen städtischen Museums auf dem Capitol, und in Verbindung damit zur Gründung eines *Bullettino della commissione archeologica municipale* (1872), welches die Aufgabe erhielt die neu zum Vorschein kommenden topographischen und monumentalen Thatsachen der Hauptstadt zu regelmässiger Kunde zu bringen. Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift waren zum grössten Theile auch Mitarbeiter der Institutsschriften, wie andrerseits auch Henzen zu jener Aufsätze beisteuerte. Für das Institut ergab sich als natürliche Folge, dass in seinem Bullettino die Mittheilungen über stadtrömische Funde fortan mehr zurücktraten. Von grösserer Tragweite konnte der im Herbst 1875 gefasste Beschluss der Akademie der Lincei werden, die ihr regelmässig zugehenden officiellen Fundberichte aus dem ganzen Königreich in monatlichen Heften (*Notizie degli scavi di antichità*) zu veröffentlichen, was auch mit dem folgenden Jahre ins Werk gesetzt ward. Die Frage lag nahe, ob nicht dadurch das ganze Bullettino überflüssig werden würde. Allein auch hier hat sich gezeigt, dass vermehrte Publicität nur das Interesse steigert. Dies erhöhte Interesse hat bei dem unerschöpflichen Reichthum Italiens an immer neuen Funden und bei der alten Geltung des Institutes dem Bullettino auch unter den Italienern nicht bloss keine Abnahme der alten, sondern einen ganz erheblichen Zuwachs neuer Correspondenten zugeführt. Sie erstrecken sich jetzt wieder über alle Theile der Halbinsel, so dass das Bullettino mit so gutem Recht wie je zuvor als eine Uebersicht der italienischen Ausgrabungen gelten kann. Neben die Nachrichten der einheimischen Correspondenten, welche nach wie vor den Grundstock bilden, treten die Mittheilungen der

Sekretäre, der Stipendiaten und anderer Reisenden. Nur beispielsweise mögen die Berichte Brizios, Zannonis und Gozzadinis über die Ausgrabungen bei Bologna und diejenigen Maus über pompejanische Entdeckungen genannt werden, denen sich Körtes Aufsatz über die Gräberstadt von Orvieto in den Annalen anschliesst.

Auch in den Sitzungen des Instituts war die Betheiligung der einheimischen Mitglieder während dieses Zeitraums eher stärker als schwächer. Während im vorigen Jahrzehnt eine Anzahl jüngerer deutscher Gelehrten, welche länger in Rom verweilten, in den Vordergrund trat, war dies jetzt weniger der Fall. Neben den alten Freunden der Anstalt, den Gebrüdern de Rossi, Rosa, und dem mittlerweile nach Rom übergesiedelten Fiorelli, gehörten zu den mehr oder weniger regelmässigen Theilnehmern an den Verhandlungen Barnabei, Brizio, Bruzza, Ceselli, Eroli, Fabiani, Gamurrini, Lanciani, Lignana, Lumbroso, Pigorini, C. L. Visconti. Den beiden Sekretären gesellte sich als regelmässiger Genosse Klügmann, bald auch Mau zu; diesen schloss sich die Schaar der jüngeren Capitoliner an, hie und da auch vorübergehende Gäste, wie Conestabile, Jordan, Kekulé, Mommsen, Urlichs. Auch an den Vorträgen in den Festversammlungen nahmen mehr als früher italienische Institutsmitglieder Theil. Durch alle diese Thatsachen ward Zweifeln gegenüber genügend festgestellt, dass die wissenschaftliche Thätigkeit des Institutes von ihrem internationalen Charakter nichts verloren hatte, seit die Anstalt rechtlich und materiell vom deutschen Reiche abhieng. Die Debatten selbst schweiften, den überwiegenden Interessen der Zeit folgend, häufig von dem eigentlichen Gebiete des Institutes, dem klassischen Alterthum, ab, bald in die neuentdeckten Regionen der sog. prähistorischen Kulturschichten, bald in den Orient, je nachdem neue Entdeckungen dazu einluden. Jedoch fehlte es auch nicht leicht an Kunstwerken oder Inschriften der griechisch-römischen Zeit, welche das Interesse der Versammlung zu fesseln vermochten.

Sehr reich war auch in dieser Periode wiederum der Kreis der Mitarbeiter an den Annalen und die Fülle neuer

Denkmäler in den Monumenten, deren vielfach schwierige Herbeischaffung hauptsächlich dem Eifer Helbigs verdankt ward. Mannigfaltiger als sonst waren auch die Arten der Wiedergabe, indem neben dem Kupferstich die Lithographie, die Chromolithographie, die Photographie und andere verwandte Reproductionsmethoden zur Anwendung kamen. Ganz besonders verdient die Liberalität gepriesen zu werden, mit welcher der älteste Freund des Institutes, J. de Witte die von ihm gesammelte Folge panathenäischer Preisgefässe mit Archontennamen nicht bloss zur Publication mittheilte, sondern auch deren farbige Abbildung ermöglichte: eine Munificenz, welche an die Zeiten seines verewigten Freundes, des Herzogs von Luynes, erinnert. Wie diese Publication für die spätere Entwickelung der Vasenmalerei von hoher Bedeutung ist, so erhielt die Kenntniss der ältesten Stufen derselben, auf welche erst kürzlich von Conze die Aufmerksamkeit gelenkt worden war, durch athenische Funde sehr wichtiges neues Material. Die dadurch neu angeregten Fragen nach dem Ursprung dieses ältesten «geometrischen» Stils, welche auch bei Schliemanns Funden in der troischen Ebene und in Mykenä ihre Rolle spielen, erstreckten sich weiter auf das Gebiet der Bronzedenkmäler, welche auf der italischen Halbinsel namentlich Südtirol darbot. Verwandte Untersuchungen führten zur Frage, welcher Antheil an dem orientalischen oder phönicischen Charakter gewisser italischer Kunstwerke etwa den Karthagern gebühre. Ein anderes Kapitel altitalischer Kunstgeschichte berührten die Forschungen über die Nekropolis von Alba Longa. Etruskische Malereien aus Corneto, bald an den Wänden, bald an einem Thonsarkophag angebracht, sowie zahlreiche Umrisszeichnungen von metallenen Spiegeln und Cisten vertraten die eigentliche etruskische Kunst, die im ganzen gegen früher mehr zurücktrat. Desto mannigfaltiger war die Reihe von Sculpturen, welche die Entwickelung der griechisch-römischen Plastik durch alle ihre Phasen verfolgen liess. Einem hochalterthümlichen weiblichen Kopfe der Villa Ludovisi reihte sich der strangfordsche Torso des britischen Museums an, und auch die

Fragmente der Giebelgruppen von Aegina gewährten genauer Untersuchung noch neue Aufschlüsse. Die Zeit der hohen Kunst lieferte den polykletischen Diadumenos, die nur ungenügend bekannten Metopen des sog. Theseustempels und die Schutzflehende des Palastes Barberini. Mehr abseits von der grossen Heerstrasse der griechischen Kunst lag der umfangreiche Cyclus der Sculpturen vom xanthischen Nereidenmonument. Neue Untersuchungen über den sog. Pasquino und die Publication der borghesischen Amazone führen über zu zwei Prachtstücken hellenistischer Sculptur, dem ludovisischen Reliefkopf der sterbenden Meduse und der Statue des derben Gassenbuben, der sich den Dorn aus dem Fusse zieht, dem Vorbilde des capitolinischen Dornausziehers. Endlich bot die römische Kunst die Ueberbleibsel des sog. Claudiusbogens, den Fries vom Forum des Nerva und die grossen Reliefs vom Forum dar, welche öffentliche Wohlthaten Kaiser Trajans verherrlichen.

Von Monumenten anderer Art verdienen wohl noch einige Vasenbilder ausgezeichnet zu werden, wie das alterthümliche mit der Ausfahrt des Amphiaraos und den Leichenspielen des Pelias, an den Kypseloskasten erinnernd; wie jene andern Bilder besten Stils, von denen eines mit aristophanischem Geiste den Uebermuth der «nichtsnutzigen Satyrn» schildert, ein anderes uns in eine attische Schulstube, das dritte in eine Vasenfabrik einführt; wie jene beiden apulischen Prunkgefässe mit der Leichenfeier des Patroklos und mit der Rathsversammlung des Dareios wider Hellas. Auch die pompejanischen Wandgemälde haben in dem mehr interessanten als schönen Laokoonsbilde und einigen anderen ihre Vertreter. Neue Untersuchungen über den capitolinischen Stadtplan, über die Mauern des servianischen Rom, über den Tempel des capitolinischen Juppiter gehören der Topographie an, welche auch für das Albanergebirge nicht leer ausgeht. Aus dem Gebiete der Epigraphik, welche gegen früher zurücktritt, mögen endlich die Steinmetzzeichen der ältesten Mauern Roms, die eingeritzten Inschriften der römischen Wachtmannschaften in ihrem Wachtlokal, und die

Aufschriften der Marmorblöcke in der antiken Niederlage am Tiber genannt werden. Die Fülle des Stoffes ist überall so gross, dass eine Auswahl des bedeutendsten schwierig ist. Vollends würde es unthunlich sein, aus der Menge der Mitarbeiter einzelne hervorzuheben. Die oben schon genannten italienischen Namen würden meistens, und daneben noch manche andere, wiederkehren; von deutschen Gelehrten aber würden fast alle Generationen mehr oder weniger vollständig zu nennen sein, am vollständigsten natürlich die jüngsten, die noch in den glücklichen Wanderjahren befindlichen Zöglinge des Institutes umfassend.

Im Laufe des Jahres 1873 war auch der Neubau des Institutes nach Laspeyres Plänen in Angriff genommen worden. Die antiken Unterhöhlungen des tarpeischen Felsens zwangen zu einer ausserordentlich tiefen Fundamentierung. Das Haus ist scharf am steilen Abfall des Berges gelegen, so dass die beiden untersten Stockwerke tiefer liegen als die Oberfläche des Berges. Dann erst beginnen die für das Institut bestimmten Räume, um einen kleinen Hof gruppiert. Unten ist eine Reihe von Zimmern für die Stipendiaten und andere gelehrte Gäste bestimmt. Die beiden obersten Stockwerke enthalten die Wohnungen der beiden Sekretäre, welche von ihren Fenstern und den Säulenhallen ihrer Loggien eine prachtvolle Aussicht über die alte und die neue Stadt vom Palatin bis zum Monte Mario beherrschen. Im oberen Stock befinden sich ausserdem die umfänglichen Räume der Bibliothek mit ihrem Lesezimmer. Der Hauptsaal, durch fünf grosse Lunettenfenster erhellt, dient zugleich für die Sitzungen. Schon von aussen ist er kenntlich gemacht durch fünf grosse Medaillons, welche an der Vorderseite Winckelmann, Bunsen und Gerhard, an den Nebenseiten Borghesi und Luynes darstellen. Im Innern bedeckt die Wände die Hauptmasse der auserlesenen Bibliothek, deren Ordnung und Verwaltung mit dankenswerther Bereitwilligkeit Klügmann übernahm und auch weiter versieht. Den Schätzen der partheyschen Bibliothek, welche hauptsächlich dem philologischen Theil der Sammlung zu Statten kamen, hat sich ganz neuerdings eine

weitere glänzende Schenkung zugesellt. Der Sohn des Verfassers der «Beschreibung Roms», F. von Platner, hat 1878 dem Institut nicht allein die Bibliothek seines Vaters, sondern auch eine von ihm selbst mit grosser Mühe und bedeutendem Aufwand gebildete Sammlung von italienischer Municipallitteratur geschenkt. Mehr als tausend Werke, grossentheils von hoher Seltenheit und auch in ihrem Aeusseren für den Geschmack des Sammlers zeugend, bilden ein Ganzes historischer und antiquarischer Monographien über die einzelnen Landschaften und Städte Italiens, wie es sich nicht so leicht irgendwo wieder vereinigt finden wird.

Jedem empfänglichen Besucher jenes festlichen Raumes bieten eine willkommene Anregung zu dankbaren Empfindungen die Büsten dar, welche die Wände des Saales schmücken. Vor zwei Pfeilern gewahrt man zunächst die Bildnisse der beiden königlichen Brüder, unter deren Schutz das Institut während eines halben Jahrhunderts emporgeblüht ist. Die anderen Büsten stehen über den Reihen der Bücher. In der Mitte auch hier, wie billig, Winckelmann, umgeben von Goethe und Herder, den begeisterten Verkündigern seiner Lehre in Deutschland, beide nach Bildnissen, welche während ihres römischen Aufenthaltes entstanden sind. Auf Goethe folgt Visconti, und hoffentlich wird man hier einmal auch Zoega erblicken, von dem es bisher keine Büste gibt. Einstweilen schliesst sich Borghesi dem grossen Landsmanne an. Auf der andern Seite, neben Herder, stehen Humboldt und Niebuhr. So ist der grösste Theil der Hauptwand den Vorläufern des Institutes gewidmet. Die beiden Seitenwände gehören den Stiftern, links Bunsen zwischen Gerhard und Panofka, sodann Kestner neben Borghesi; rechts Luynes zwischen Fea und Welcker, und neben diesem Thorvaldsen. Zu beiden Seiten der Eingangsthür stehen die Büsten Brauns und Caninas, ihnen zur Seite die des kürzlich verstorbenen Lanci und des Cardinals Mai. Ueber der Thür zum Lesezimmer ist ein Marmorrelief Partheys angebracht, über derjenigen gegenüber soll ein gleiches des Architekten Sergei Iwánoff Platz finden. Dieser treffliche, für Kunst und

Alterthum begeisterte Mann setzte bei seinem Tode (1877) das Institut, dessen Bestrebungen er durch eigene Arbeiten gefördert hatte, zum Universalerben seines nicht unbedeutenden Vermögens ein. Sobald einige Vorbedingungen, die Herausgabe der nachgelassenen biblischen Compositionen seines Bruders Alexander und seiner eigenen Restaurationsentwürfe antiker Bauwerke, erfüllt sein werden, soll die ganze Summe dem Institut zu Ausgrabungen und anderen wissenschaftlichen Unternehmungen zu Gebote stehen. Das hochsinnige Vermächtniss ist für das Institut um so werthvoller, als es nicht von einem Deutschen ausgegangen ist und also eine desto unbefangenere Würdigung der Bestrebungen der Anstalt enthält.

* * *

Bei der Winckelmannsfeier des Jahres 1877 ward der neue Bau in festlicher Sitzung eröffnet. Nach kurzer Frist folgt jetzt dem Feste des Stifters der Archäologie das Fest der Gründung Roms, an welchem die archäologische Stiftung Gerhards ihr fünfzigstes Jahr beschliesst. Die Bedeutung und Wirksamkeit des Institutes kurz zu bezeichnen, dazu mag lieber einem Verstorbenen das Wort gegönnt sein. «Wollte man auch nur den ursprünglichen Massstab anlegen», sagt Jahn in seiner Biographie Gerhards, «so ist die Menge der zuerst und würdig, zum Theil glänzend veröffentlichten Monumente, die Fülle wissenschaftlich anregender Forschungen, der Reichthum archäologischer Facta so gross und bedeutend, dass keine Publication verwandter Art sich damit messen kann. Und doch ist es von ungleich grösserer Bedeutung, dass das Institut ein Mittelpunkt für alle die geworden ist, welche die Länder des klassischen Alterthums aufsuchen, um dasselbe aus den Monumenten kennen zu lernen, nicht allein durch reiche Hilfsmittel und vielfache Verbindungen förderlich, sondern durch wissenschaftliche Tradition bildend und schulend. Wenn man die Institutsschriften darauf durchgeht, wird man nicht ohne

Interesse die lange Reihe junger Gelehrten verfolgen, welche dort einander ablösend gearbeitet, gelernt und sich versucht haben. Und wer in der *casa tarpea* heimisch gewesen ist und dankbar des Aufenthaltes in Rom wie auf einer höheren Universität gedenkt, der vergisst auch des Mannes nicht, der dieses Museion gegründet hat.» Deutschland insbesondere verdankt der Bildung durch das Institut den grössten Theil seiner lebenden Archäologen, ja noch mehr, es verdankt vorzugsweise dem Institut, dass es jetzt, anders als vor vierzig Jahren, kaum noch eine deutsche Universität gibt, an welcher nicht die Archäologie ihren eigenen Lehrer besässe und dazu beitrüge, eine lebendige Anschauung vom Alterthum zu erwecken.

Was die Zukunft dem Institut bringen mag, wer will das zum voraus künden? Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo manche der jetzigen Formen seiner Wirksamkeit veraltet erscheinen werden. Vielleicht macht das Bullettino einmal einer Reihe speciellerer Organe Platz, welche den Aufgaben desselben vollständiger und gründlicher genügen können. Vielleicht, wenn das *Corpus Inscriptionum Latinarum* erst vollendet sein wird, kann es zweckmässiger dünken, neu gefundene Inschriften in eigenen Supplementen, gleich der *Ephemeris epigraphica*, zu veröffentlichen. Die Monumenti, in ihrer Auswahl so oft vom Zufall abhängig, mögen dereinst hinter den Publicationen ganzer Denkmälerklassen, der buntgemischte Inhalt der Annalen hinter einer planmässigeren Concentration bestimmter Forschungen zurückstehen. Darüber mag die Zeit entscheiden. Wenn es nur nie an der gleichen selbstlosen Liebe zur Wissenschaft wie bisher, nie an dem innigen Zusammenwirken der italienischen und der deutschen, überhaupt aller der Gelehrten gebricht, welche an der gemeinsamen Arbeit theilzunehmen berufen und gewillt sind, so dürfen wir ruhig dem guten Genius des Institutes, welcher es seit seiner Geburtsstunde so sicher geleitet hat, vertrauen, dass er ihm auch ferner schützend zur Seite stehe. Selten ist ein Reis, in fremden Boden gepflanzt, so kräftig emporgediehen, wie dieses. Zeiten der Dürre,

rauhe Stürme, innere Fäulniss haben nach einander den Baum mit Untergang bedroht. Aber die Trefflichkeit des Bodens, in dem er Wurzeln geschlagen, die freundliche Luft Italiens, die ihn umspielte, die treue Sorgfalt seiner Pfleger haben bewirkt, dass auch dem verdorrenden Stamme wieder frische Zweige entsprossen, gleichwie der heilige Oelbaum der athenischen Burggöttin nach dem persischen Brande einen neuen Schoss glückverheissend emportrieb. Nach allen Seiten breitet heute die Eiche auf dem Capitol ihre Aeste aus und spendet Gästen jeglichen Landes und Standes ihren Schatten, dass sie darin Erquickung finden und zu neuem, gemeinsamen Wirken sich stärken. Den kommenden Geschlechtern sei die Pflege des Baumes befohlen, auf dass er nach aber fünfzig Jahren in gleicher Gesundheit, ja noch kräftiger als heute dastehe, ein Schmuck des Capitols, eine Ehre für den deutschen Namen, ein Gegenstand dankbarer Verehrung allen Nationen, in welchen die Ideale des klassischen Alterthums lebendig sind!

INHALT.

*

LEIPZIG. DRUCK VON W. DRUGULIN.

LEIPZIG. DRUCK VON W. DRUGULIN.